



Info-Brief

Nr. 20 / 2012

Themen in dieser Ausgabe:

- Pastorinnen und Pastoren im Ehrenamt 2
- Interview mit OKR Rekowski 6
- bbz – Anmerkungen zum Finanzskandal 10
- Organspende – ein Akt der Nächstenliebe 18
- Wie es um die Kirche bestellt ist 21
- Ein zweites Jahrhundert der Kirche 28
- Von einem, der auszog um frei zu sein 37
- Rezension Paul Schoenborn 41
- Impressum 44

Editorial

Lieber Leserinnen und Leser,

oft pflegen wir daran zu erinnern, dass sich unsere Kirche von unten nach oben aufbaut. Das Ehrenamt spielt in einer solchen Kirche eine zentrale Rolle. Aber ist alles, was sich „Ehrenamt“ nennt, tatsächlich ein Ehrenamt? Wenn man den Bericht von Karin Lang-Bendszus über die Pastorinnen und Pastoren im Ehrenamt liest, können einem da schon Zweifel kommen. Viele Pastorinnen und Pastoren üben ihre Berufung keineswegs freiwillig im Ehrenamt aus. Lesen Sie selbst.

Wie eine „Kirche von unten“ tatsächlich aussehen kann, lässt sich in dem eindrücklich Artikel „Wie es um die Kirche bestellt ist“ von Axel Bluhm nachlesen – nach dessen Lektüre wird Ihnen die Rede von der „Kirche von unten“ nicht mehr ganz so flüssig über die Lippen gehen. Unbedingt im Zusammenhang damit sollten Sie den Artikel „Ein zweites Jahrhundert der Kirche“ (Stephan Sticherling) lesen, in dem die Frage: „Kirche von oben oder unten?“ in historischer Perspektive beleuchtet wird.

Auch OKR Manfred Rekowski, den „Personalchef“ unserer Landeskirche, lässt die Kirche von

oben oder unten nicht kalt. Wir sind dankbar, dass er sich einigen kritischen Fragen von uns gestellt hat. Wir freuen uns, dass das Gespräch mit der Kirchenleitung, das wir zuletzt ein bisschen vermisst hatten, wieder mehr möglich zu sein scheint.

Eine andere Frage bewegte in den vergangenen Monaten die kirchliche Öffentlichkeit: Darf eine Firma, die sich zu hundert Prozent in kirchlicher Trägerschaft befindet, unternehmerisch tätig werden und sich etwa auf dem freien Kapitalmarkt engagieren – und kann sie das auch? Angesichts der „bbz-Affäre“, zu der Friedhelm Maurer in diesem Heft einige Anmerkungen macht, zeigt sich, dass hier offensichtlich Klärungsbedarf ist. Aber dass woanders auch noch mit Wasser gekocht wird, zeigen die schwedischen Erfahrungen von Günter Watz, der uns einen Blick in den evangelischen Norden gewährt.

Noch ein ganz anderes Thema wird uns wohl auch als Pfarrern und Pfarrer in zunehmendem Maße beschäftigen. Nach dem sich die Bundesregierung für die „Entscheidungslösung“ entschieden hat, wird wohl jeder Krankenversicherte gefragt werden, ob er seine Organe im gegebenen Fall spenden würde. Dr. Heike Knops gibt eine Übersicht darüber, welche Fragen und Aspekte damit zusammen-



hängen. Mit einer Besprechung des Bonhoeffer-Buches von Paul Schoenborn „Nachfolge – Mystik – Martyrium“ rundet sich die 20. Ausgabe des Pfarrvereins-Infobriefes ab.

Jetzt schon hinweisen möchte ich auf den nächsten Rheinischen Pfarrerinnen- und Pfarrertag und die Vollversammlung des Pfarrvereins am 5. November 2012 in Bonn. Als Referent hat Friedrich-Wilhelm Graf, systematischer Lehrstuhlinhaber in München zugesagt, der sich mit seinem Buch „Kirchendämmerung – wie die Kirchen unser Vertrauen verspielen“ – in die aktuelle Reform-Debatte eingemischt hat. Dazu laden wir herzlich ein.

Wir wünschen eine spannende Lektüre der Sommer-Ausgabe des Infobriefs,

Stephan Sticherling

Was irgendwann als Notlösung entstand, entpuppt sich jetzt als großer Schatz?

Pastorinnen und Pastoren (im Ehrenamt)

Dankenswerterweise konnte auf der diesjährigen Kreissynode des Kirchenkreises An Sieg und Rhein *erstmal*s in diesem Rahmen über die Existenz von Pfarrerinnen und Pfarrern im Ehrenamt in dieser Kirche berichtet werden. Dies ist, wie wir von Kolleginnen und Kollegen aus anderen Kirchenkreisen der EKIR wissen, keineswegs selbstverständlich.

„Was irgendwann als Notlösung entstand, entpuppt sich jetzt als großer Schatz!“ – stellte der Per-

sonaldezernent des Landeskirchenamts (LKA) in Gegenwart von Präses Schneider bei einem Verständigungstreffen mit den Pastorinnen und Pastoren in der EKIR 2011 fest. Dies dokumentiert ein grundlegend neues Verstehen seitens der Kirchenleitung, muss aber im kirchlichen Alltag noch zur Realität werden und darf nicht zum Verständnis „Schatz = Personalreserve“ führen.

I. Pastorinnen und Pastoren im Ehrenamt – ein nicht immer freiwilliges Ehrenamt!

Mit Stand April 2011 zählte das LKA 542 sogenannte *Pastorinnen und Pastoren*, also voll ausgebildete und ordinierte Theologen ohne festes kirchliches Amt oder Verbeamtung wie z.B. im Schuldienst. Alle wurden in der Vergangenheit im Rheinland zu Pfarrerrinnen und Pfarrern ausgebildet und waren vor ihrer Entlassung zu großem Teil in mehrjährigen ordentlichen Dienstverhältnissen (Probendienst und Sonderdienst) beschäftigt.

Von diesen 542 Menschen sind 302 Frauen (56 % Frauen). 218 davon arbeiten auf Pfarrstellen außerhalb Deutschlands oder des Rheinlands (41 % Frauen), regelmäßig nur befristet. 80 (71 % Frauen) finden sich im Angestelltenverhältnis in der EKIR wie z.B. Jugendarbeit. 193 (63 % Frauen) innerhalb und 51 (69 % Frauen) außerhalb der EKIR schließlich beziehen ihren Lebensunterhalt aus außerkirchlichen Arbeitsverhältnissen oder

542 voll ausgebildete und ordinierte Theologen ohne festes kirchliches Amt oder Verbeamtung

anderen Versorgungsquellen (z.B. durch Ehegatten, Renten oder Transferleistungen des Staates). Sie wurden bis vor kurzen amtlich als „Pastorinnen und Pastoren im Ehrenamt“ bezeichnet.¹

Dieses sogenannte „Ehrenamt“ reicht nun vom „echten“, weil *freiwillig angestrebten* Ehrenamt dank eigener Versorgung (Beispiel Dr. Weitenhagen, der durch eine Bundespension nach 30 Jahren in einem früheren Beruf abgesichert ist) bis zum „unfreiwilligen Ehrenamt“ der Pastorin, die diesen Beruf angestrebt hat, ihn jahrelang ausgeübt und dann – gegen ihren Willen – *verloren* hat (Beispiel Lang-Bendszus).

Bei der aufgezeigten Unterschiedlichkeit der Personengruppe der Pfarrerinnen und Pfarrer im Ehrenamt wird auch die „Behandlung“ sehr differenziert sein müssen und der Begriff des *Ehrenamtes* in diesem Zusammenhang neu zu bewerten sein: wo ist er angemessen und wo sachlich falsch? Festzuhalten bleibt jedoch, dass es hier um ein *halbes Tausend* „ausgelernter“ rheinischer Theologen geht, die fast alle an ihrem Dienst in der Kirche mit dem Herzen hängen und überwiegend auch davon leben wollen oder müssen. Nur 20 haben bislang ihre Ordinationsrechte verloren bzw. darauf verzichtet.

Im Kirchenkreis An Sieg und Rhein sind es derzeit elf Theologen, die selbst wiederum das ganze

Spektrum repräsentieren, von den Verfassern bis z.B. zu Pastorin Haase-Leh (Gemeinde- ebenso wie Lehrerdienst) oder Pastorin Remy als Lehrerin außerhalb eines kirchlichen Beschäftigungsverhältnisses.

Nachdem jahrelang keine Unterstützung dieser Pastorinnen und Pastoren erfolgte, finden nun seit einer Klimaverbesserung wieder Gespräche zwischen dem Rheinischen Konvent (heute Vertretung der PastorInnen / der TheologInnen, die weder durch die Kirche verbeamtet sind noch ein Pfarramt innehaben) und dem LKA statt. Ziel ist es, die Vergangenheit aufzuarbeiten, die bei nicht wenigen Betroffenen tiefe Verletzungen hinterlassen hat und aktuelle Hilfen zu schaffen, vor allem aber eine gemeinsame Zukunft zu gestalten – natürlich dergestalt, dass möglichst wenige „verlorengehen“ und möglichst viele in ein Lebensamt finden. Bei knapp über 20 erfolgreichen theologischen Prüfungen im Frühjahr wird die Entwicklung dies sogar fordern – nur eben noch nicht heute, wenn die Betroffenen zum Teil deutlich leiden. Derzeit reichen die Hilfsplanungen von der Aufnahme in Statistik und Gemeindeverzeichnis bis zur Vertretung auf der Landessynode und der Vorstellung vor der Superintendentenkonferenz, langfristig bis zu einer „Theologie des pastoralen Ehrenamtes“ auch auf dem Pastoralkolleg, der vollen Anerkennung und Nutzung der Ergänzenden pastoralen Dienste gegen Honorierung und natürlich der ständigen Betreuung

Dieses sogenannte „Ehrenamt“ reicht nun vom „echten“, weil freiwillig angestrebten Ehrenamt bis zum „unfreiwilligen Ehrenamt“ der Pastorin, die diesen Beruf angestrebt hat, ihn jahrelang ausgeübt und dann – gegen ihren Willen – verloren hat.

¹ Die Zahlen vom April 2011 haben sich im Oktober 2011 geringfügig verändert (jetzt gesamt 544 Personen).



mit dem Ziel einer Wiedereingliederung, wo immer möglich und gewünscht.

Statt – im Einzelfall durchaus begründeten – Vorwürfen, von meiner Seite zwei kurze wie klare Wünsche:

Erstens zum menschlichen Faktor: Es geht um Menschen, die Dienst in unserer Kirche tun wollen und dafür sehr viel in Ausbildung und Lebensplanung investiert haben. Auch die Kirchenleitung spricht heute aus, dass es für eine christliche Institution unverantwortlich ist, dieses Gut zum Strandgut werden zu lassen und zuweilen ganz „vom Schirm ver-schwinden“ zu lassen. Man sollte dabei die Außenwirkung solcher Vorgänge in der Gesellschaft nicht unterschätzen – wie gehen wir denn mit besagtem „Schatz“ um? Hier ist auch besonders die christliche Solidarität der „Heimatgemeinden“ gefragt!

Zweitens zum Fachlich-Sachlichen. Wenn über Personalknappheit und Arbeitszeiten geklagt wird, dann darf man nicht den Personenkreis aus dem Blick verlieren, der gegen angemessene Honorierung helfen kann und zumeist möchte. Er muss sichtbar einbezogen werden in alle Berechnungen und damit auch eingebunden, und er muss, auch in den Gemeinden, zur Förderung wie zur Wertschätzung eine feste Größe werden, als ein Modell der ältesten Kirche und ein mögliches Modell für die Zukunft in der Kirche.

Pastor im Ehrenamt Dr. Holger Weitenhagen, Vorstandsmitglied im Rheinischen Konvent

II. Persönliche Erfahrungen mit dem Ordinationsrecht in der EKiR

Anders als Holger Weitenhagen bin ich *nicht* ehrenamtlich als Pastorin tätig – und zwar aus Überzeugung. Nicht weil ich etwas gegen das Ehrenamt hätte, im Gegenteil: Ich war selbst (und bin es immer noch) in verschiedenen Bereichen ehrenamtlich tätig und habe als Pfarrerin ja auch immer viel mit Ehrenamtlichen gearbeitet ... Ich halte also sehr viel vom Ehrenamt, sofern es diesen Namen tatsächlich verdient. Ich halte jedoch gar nichts davon, Zwang und Nötigung mit dem Begriff des *Ehrenamtes* zu verbrämen: Denn nichts anderes ist es aus meiner Sicht, wenn die Rheinische Kirche die Aufrechterhaltung der Ordinationsrechte derjenigen, *die sie selbst entlassen hat*, an die Ausübung ehrenamtlicher Tätigkeit koppelt. Sechs Gottesdienste im Jahr sollen die ohne soziale Absicherung in die Arbeitslosigkeit Entlassenen ableisten – *unentgeltlich*, damit ihnen weiterhin die Ordinationsrechte belassen werden (Amtsblatt 2/ 2009): eine Regelung, die zwar im Moment nicht durchgesetzt wird, die aber auch bisher nicht offiziell zurückgenommen wurde.

Auf meine Bitte an den Präses, von dieser fragwürdigen Praxis Abstand zu nehmen (bereits in einem Brief von 2006), antwortete er mir: „*Wer Rechte hat, hat auch Pflichten.*“ Dass die entlassenen Theologinnen und Theologen liebend gerne weiter ihren Pflichten nachgegan-

Sechs Gottesdienste im Jahr sollen die ohne soziale Absicherung in die Arbeitslosigkeit Entlassenen ableisten – unentgeltlich, damit ihnen weiterhin die Ordinationsrechte belassen werden.

gen wären, und zwar im Rahmen einer ordentlichen Beschäftigung, war für ihn offensichtlich nachrangig. Kurz vor meiner Entlassung 2008 erhielt dann auch ich diesen Brief, den schon hunderte von KollegInnen vor mir erhalten hatten: Darin stand, dass mit Beendigung meines Dienstverhältnisses auch meine Ordinationsrechte *erlöschen* würden, ich aber einen Antrag auf Weitergewährung meiner Ordinationsrechte stellen könne ... diesen Antrag müsse ich *innen vier Wochen* gestellt haben, mit Angabe des Leitungsorgans, bei dem ich künftig *ehrenamtlich* tätig sein wolle, andernfalls müsse ich meine *Ordinationsurkunde* dem LKA zurückschicken....“

Dies erschien mir herzlos und vor allem theologisch in keiner Weise begründbar. Also fragte ich weiter in der Abteilung I des LKA („Personal“, „Theologische Grundsatzfragen“) nach der *theologischen Begründung* und auch der *sozial-ethischen Legitimität* dieses Vorgehens: Hat eine Kirche das Recht, die Ordinationsrechte derjenigen PfarrerInnen, die sie nicht weiter beschäftigen kann und / oder will, mit Beendigung ihres Dienstverhältnisses einfach für *erloschen* zu erklären? Immerhin erfolgte die Ordination in einem Gottesdienst, in dessen Zentrum ein *gegenseitiges Versprechen* vor Gott und vor der Gemeinde stand, während die Beendigung des Dienstverhältnisses ein einseitiger Verwaltungsakt war. Hat sie das Recht, den Mitarbeitenden, die sie entlässt,

auch noch ihre zentralen Berufsrechte abzusprechen? Ist es wirklich legitim, von Menschen ± 40 , die soeben nicht nur ihre Stelle sondern auch ihren *Beruf* verloren haben und nach einer neuen *beruflichen Perspektive* suchen müssen, und zwar ohne finanzielle Unterstützung von Seiten des Staates oder der Kirche (!), ist es also legitim, von diesen Menschen in dieser Situation auch noch *ehrenamtliche Arbeit* zu fordern? Damit sie auch noch nicht das Letzte verlieren, was ihnen noch verblieben ist, nämlich ihre Berufsrechte? Ich meine: nein.

Heute sehe ich die ganze Sache so: Die Personalpolitik der Evangelischen Kirche im Rheinland produzierte Gewinner und Verlierer. Man könnte es auch „Die Reise nach Jerusalem“ nennen: Dieses Spiel, wo es immer mehr Mitspieler als Stühle gab. Und wenn die Musik ausging, gab es immer ein großes Geschrei und alle versuchten hektisch, einen der vorhandenen Plätze zu ergattern. Zum Teil war es sicher der eigenen Geschicklichkeit oder auch Raffinesse zuzuschreiben, ob man gewonnen hatte. Zum Teil war es aber auch einfach nur Glück: Ob man zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort war.

Ich habe lange Zeit damit gehadert, dass ich verloren habe. Zumal es existentiell war und – vor allem auch aufgrund der äußerst harten Rahmenbedingungen – existentielle Folgen hatte, für mich und für meine Familie. Es war eben alles

Hat eine Kirche das Recht, die Ordinationsrechte derjenigen PfarrerInnen, die sie nicht weiter beschäftigen kann und / oder will, mit Beendigung ihres Dienstverhältnisses einfach für erloschen zu erklären?



Interview mit Oberkirchenrat Manfred Rekowski

andere als ein „Spiel“, weder für mich noch für die vielen anderen Betroffenen, die den Fehlern landeskirchlicher Personalplanung zum Opfer gefallen (Zitat Präses) sind.

Heute habe ich persönlich meinen Frieden damit gemacht. Oder sagen wir: Ich bemühe mich darum. Das liegt in meinem Fall sicher daran, dass ich meinen Lebensunterhalt nun außerhalb der Kirche verdiene und einer Arbeit nachgehen darf, die mich sehr befriedigt: Als Therapeutin habe ich die Möglichkeit, mit Kindern, Jugendlichen und Familien in einer Weise zu arbeiten, wie ich sie in dieser Kirche vielleicht nie gehabt hätte.

Dennoch bin ich – und das ist mir sehr wichtig – immer noch Theologin und auch Pastorin. Ich fühle mich immer noch an mein Ordinationsversprechen gebunden: Das Evangelium zu verkünden *den Armen, zu predigen den Gefangenen, dass sie frei sein sollen, und den Blinden, dass sie sehen sollen, und den Zerschlagenen, dass sie frei und ledig sein sollen, zu verkünden ein Gnadenjahr des Herrn* (Lk 4, 18f).

Darum kann ich in dieser Situation *nicht mehr predigen* – weder ehrenamtlich noch gegen Bezahlung, solange das bestehende Unrecht im Umgang mit den entlassenen Pfarrern und Pfarrern nicht beendet wird. Es ist mein Weg, meinem Ordinationsversprechen treu zu bleiben.

Pastorin Karin Lang-Bendszus,
Vorstandsmitglied im Rheinischen
Pfarrverein

Vorbemerkung: Bei einem Gespräch im Landeskirchenamt hatte sich Oberkirchenrat Rekowski auf Anfrage zu diesem Interview bereit erklärt. Die Fragen wurden ihm per Email gestellt und von ihm ebenfalls per Email beantwortet.

Im März hatte ich¹ die Gelegenheit, das Auswahlverfahren zum Erhalt einer m.b.A.-Stelle zu absolvieren. Meine Vorurteile dagegen haben sich bestätigt: Interessant bin ich für die Prüfer nicht als Person. Interessant ist für sie, ob ich noch eine Funktion ausüben bzw. ob ich noch eine Rolle spielen kann. Was ich in ca. 25 Jahren für die Kirche geleistet habe, spielt keine Rolle. Tagesform, Zufälle und die Subjektivität der Prüferinnen und Prüfer beeinflussen das Ergebnis der Prüfung maßgeblich. Kriterien, nach denen es festgestellt wird, bleiben undurchsichtig. Haben Sie Verständnis dafür, wenn wir das als einen Bruch des Versprechens sehen, dass uns die Kirche im Ordinationsvorhalt geben hat? Und für die tiefen Verletzungen, die das Auswahlverfahren bei vielen Kolleginnen und Kollegen verursacht hat?

Grundsätzlich bewerte ich das Auswahlverfahren völlig anders: Weil wir vor einigen Jahren gezwungen waren die damals sehr hohe Zahl der Wartestandspfarrrinnen und -pfarrer (2007 118 Personen) zu reduzieren, wurde von der Landessynode die Einführung des Auswahlverfahrens beschlossen. Bei der Gestaltung des Verfahrens haben wir jedoch sehr darauf geachtet, dass die subjektive Wahr-

„Es war eben alles andere als ein ‚Spiel‘, weder für mich noch für die vielen anderen Betroffenen, die den Fehlern landeskirchlicher Personalplanung zum Opfer gefallen sind.“

¹ Die Fragen wurden von Stephan Sticherling gestellt.

nehmung eines einzelnen Beobachters / einer einzelnen Beobachterin in der Auswahlkommission nicht bestimmend werden kann. Auch die bisherigen beruflichen Erfahrungen finden durchaus Beachtung, nicht nur im Rahmen der Bewertung der schriftlichen Unterlagen, sondern auch als Gegenstand der mündlichen Module an den Auswahltagen. Dass manche der betroffenen Pfarrkolleginnen und -kollegen dies subjektiv anders erleben und bewerten, nehme ich durchaus wahr. Die Fürsorgepflicht unserer Kirche für die Pfarrerrinnen und Pfarrer – auch den Ordinationsvorhalt – nehme ich sehr ernst. Deswegen zielt mein Bemühen als Personaldezernent auf die Vermeidung von Versetzungen in den Wartestand und auf die Suche nach Lösungen im Konsens mit den Beteiligten ab. Der Wartestand ist für mich ultima ratio. Zum Stand 1.7.2012 war er aber leider in insgesamt 33 „Fällen“ nicht vermeidbar.

Wie lange werden Sie noch am Auswahlverfahren festhalten?

Mir wäre sehr lieb, wenn wir insbesondere im Umgang mit Konflikten und schwierigen Situationen, an denen Pfarrpersonen in Kirchengemeinden und in den übergemeindlichen Diensten beteiligt sind, alle Möglichkeiten – Beratung, Begleitung, Krisenintervention u.ä. – nutzen, um die Versetzung in den Wartestand zu vermeiden. Weil unsere Kirche aber Teil der unerlösten Welt ist, gelingen idealtypische Lösungen

nicht immer. In diesen hoffentlich nur wenigen Fällen werden wir allerdings nach wie vor nach gründlicher Klärung und sorgfältiger Entscheidung zur Versetzung in den Wartestand greifen müssen. Das Auswahlverfahren eröffnet den Betroffenen neben der ohnehin unbeschränkten Möglichkeit der Bewerbung auf reguläre Pfarrstellen und der Vermittlung auf Pfarrstellen mit landeskirchlichem Vorschlags- und Besetzungsrecht zusätzlich den Zugang zu Pfarrstellen mit besonderem Auftrag (mbA-Pfarrstellen). Dies wird oft übersehen. An dieser zusätzlichen Möglichkeit werden wir festhalten.

Zu den Reformen von Verwaltung und Personalwesen: Der Kirchenkreis wird in beiden Reformvorhaben zur entscheidenden Planungsebene. Die Gemeinden haben praktisch nur noch ausführende Funktion. Sie können zwar über ihre synodalen Delegierten Einfluss nehmen, aber praktisch steht die in der EKiR hoch geschätzte Autonomie der Gemeinde nur noch auf dem Papier. Glauben Sie, dass sich die Reformen mit den rheinischen Traditionen, auf die wir so stolz sind, noch vereinbaren lassen?

Ich finde, niemand sollte erst eine Karikatur unserer rheinischen Kirche zeichnen, um sich dann über das nicht der Wirklichkeit entsprechende Bild der EKiR empören. Tatsache ist: Die Themen „Personalplanung“ und „Verwaltung“ wurden durch Kirchengemeinden und Kirchenkreise auf die Tagesordnung der Landessynode gesetzt.

„Das Auswahlverfahren eröffnet den Betroffenen neben der ohnehin unbeschränkten Möglichkeit der Bewerbung auf reguläre Pfarrstellen zusätzlich den Zugang zu Pfarrstellen mit besonderem Auftrag (mbA-Stellen). Dies wird oft übersehen.“



Insbesondere in finanziell oder strukturell schwächeren Kirchenkreisen ist unübersehbar, dass gemeindliche Insellösungen an manchen Stellen an Grenzen kommen. Dass die Kirche Jesu Christi deutlich größer ist als der Schatten, den der eigene Kirchturm wirft, ist unstrittig. Ebenso ist klar, dass rheinische Kirchengemeinden keine autonomen Zentren sind, sondern zu der einen, heiligen, christlichen und apostolischen Kirche (Nizänum) gehören. Insofern ist es auch inhaltlich geboten, dass Möglichkeiten übergemeindlicher Zusammenarbeit zur Erfüllung unseres Auftrags u.a. auch im Personalbereich und der Verwaltung gesucht werden. Wir fördern nicht, wie bisweilen unterstellt wird, einen Hang zum Zentralismus, sondern wir entwickeln die presbyterial-synodale Ordnung in einer Zeit, in der wir große Strukturen an kleiner werdende Zahlen anpassen müssen, weiter. Das hat die Landessynode – bestehend aus Vertreterinnen und Vertretern aus den Kirchengemeinden und Kirchenkreisen – mit großen Mehrheiten beschlossen.

Das Ehrenamt ist ein zentrales Element rheinischen Gemeindelebens. Ehrenamtliche brauchen direkte Ansprechpartner vor Ort. Sie brauchen Gestaltungsfreiheit, die Möglichkeit, Initiative zu ergreifen, das Bewusstsein, wirklich Verantwortung zu übernehmen. Ehrenamtliche, die am Ende nur "Handlanger" sind und nur ausführen, was auf höherer Ebene verabredet wird, werden sich kaum zur Fortsetzung ihres ehrenamtlichen Engagements ermutigen lassen. Wie wollen Sie das vermeiden?

Nach meiner Wahrnehmung gelingt es in vielen Gemeinden und Kirchenkreisen wirklich gut, ehrenamtlich Mitarbeitende so einzubeziehen, dass sie tatsächlich Verantwortung übernehmen. Sorge macht mir jedoch etwas anderes: Wir haben in der EKiR im Rahmen unserer presbyterial-synodalen Ordnung vielfältige Beteiligungs- und Mitwirkungsmöglichkeiten am Leitungshandeln institutionalisiert: Presbyterien, Synoden, Ausschüsse u.v.m. Unsere Ordnung baut sich von „unten“ nach „oben“ auf. An der Diskussion um die „Personalplanung“ zeigte sich: Die von Gemeinden und Kirchenkreisen angeregten übergemeindlichen Lösungen wurden von der Landessynode aufgegriffen, aber sogleich auch lautstark als „Heimsuchung von oben“ diffamiert. Ich möchte nicht über fehlende Loyalität und Misstrauen klagen, sondern zunächst auch selbst-kritisch fragen, ob es uns, die wir in unterschiedlichen Funktionen kirchenleitend tätig sind, wirklich gut gelingt, Beteiligung und Mitwirkung nicht nur formal zu ermöglichen. Aber es geht ganz sicher auch nicht, dass da und dort in unserer Kirche leitendes Handeln offenkundig nur dann akzeptiert wird, wenn es durch Verzicht auf die Wahrnehmung der Leitungsverantwortung folgenlos bleibt.

Noch einmal zur Verwaltungsreform: Es ist jetzt schon absehbar, dass ein erhöhter Abstimmungsbedarf entstehen wird. Die Frequenz der nötigen Gremiensitzungen wird steigen. Es wird ein

„Wir fördern nicht – wie bisweilen unterstellt wird – einen Hang zum Zentralismus, sondern wir entwickeln die presbyterial-synodale Ordnung in einer Zeit, in der wir große Strukturen an kleiner werdende Zahlen anpassen müssen, weiter.“

Bedarf an größerer fachlicher Kompetenz und damit an Mitarbeitenden mit höheren Einkommens-Ansprüchen entstehen. Wo ist da noch Einsparpotential erkennen?

Ich komme aus einem Kirchenkreis (Wuppertal), in dem in den „fetten Jahren“ fast ein halbes Dutzend Verwaltungsämter errichtet wurden. Wir haben bereits Mitte der 90er Jahre begonnen, im Konsens in mehreren Etappen eine Verwaltungsreform umzusetzen, um Kosten zu senken und zu einer Qualitätssteigerung zu kommen. Dies ist weitgehend gelungen. Verwaltung hat eine dienende Funktion. Eine gut funktionierende Verwaltung kann die Leitungsorgane insbesondere bei der Wahrnehmung geschäftsführender Aufgaben entlasten. Das ist notwendig, weil wir viele andere wichtige inhaltliche Themen in den Leitungsorganen zu erledigen haben. Eine sachkundige Beratung durch die Verwaltung kann zudem durchaus dazu beitragen, Kosten zu senken. Wie an manchen anderen Stellen gilt auch an diesem Punkt: Ein Selbstläufer ist eine Verwaltungsreform jedoch nicht.

Zur Diskussion zur Reform des Berufsbildes von Pfarrerin und Pfarrer: Zur Zeit liegt ein Entwurf der Landeskirche noch nicht vor. Was wird sich möglicherweise ändern? Wo liegen die Akzente? Woran wird festgehalten werden?

Wir haben in der EKiR Anfang 2011 mit einer Pfarrbilddiskussion begonnen. Dies ist nicht zuletzt angesichts der aus finanziellen Gründen in den nächsten zwei Jahrzeh-

ten erforderlichen erheblichen Reduzierung der Anzahl der Pfarrpersonen in öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnissen in unserer Kirche nötig. Im Moment arbeitet eine von der Kirchenleitung eingesetzte Arbeitsgruppe daran, eine Beratungsgrundlage für den Diskussionsprozess in unserer Kirche zu erarbeiten. Mir persönlich liegt sehr daran, dass wir nicht den Versuch unternehmen ein zentrales rheinisches Pfarrbild zu entwickeln. Aufgabe der landeskirchlichen Ebene ist es lediglich, die grundsätzlichen Rahmenbedingungen für den Pfarrdienst zu klären. Die Klärung des Pfarrbildes muss nach meiner Auffassung dann jedoch dezentral und kontextbezogen, z.B. in Abstimmungen zwischen Anstellungsträgern und Pfarrpersonen in den Gemeinden und Kirchenkreisen erfolgen.

Zum Schluss die Frage, die mir im Auswahlverfahren gestellt wurde: Was bedeutet für Sie die "Evangelische Kirche im Rheinland"? Wie sehen Sie die Zukunft der Evangelischen Kirche?

Die EKiR macht es mir und vielen anderen Menschen möglich, Gemeinde Jesu Christi zu erleben und Worte zu hören, die niemand sich selber sagen kann. Ihre Ordnung ist sicher nicht alternativlos, ihr Zustand nicht optimal, aber sie bemüht sich „mit ihrem Glauben wie mit ihrem Gehorsam, mit ihrer Botschaft wie mit ihrer Ordnung mitten in der Welt der Sünde als die Kirche der begnadigten Sünder zu bezeugen, dass sie allein sein (Christi) Eigentum ist, allein von

„Die von Gemeinden und Kirchenkreisen angeregten über-gemeindlichen Lösungen wurden von der Landessynode aufgegriffen, aber sogleich auch lautstark als „Heimsuchung von oben“ diffamiert.“



seinem Trost und von seiner Weisung in Erwartung seiner Erscheinung lebt und leben möchte.“ (BTE These III). Die EKIR ist veränderungsbedürftig und veränderungsfähig. Sie darf nicht strukturkonservativ den Bestand verwalten oder gar nur noch ängstlich verteidigen. Sie ist vielmehr eine sich im Hören auf Gottes Wort und im Wahrnehmen der Situation verändernde Kirche. Calvin hat im Blick auf die Zukunft der Kirche ein von großer Zuversicht und Hoffnung geprägtes Gebet formuliert, in dem es heißt: „Lehre uns den Blick auf deine Verheißung zu richten, die du uns auch heute schenkst. Gib, daß wir warten in Geduld, bis deine Kirche aus dem Dunkel des Todes aufersteht.“ (EG 930). In einer völlig anderen Situation, aber in durchaus bewegten Zeiten ist das immer wieder auch mein Gebet. Ich arbeite gerne in einer vor Hoffnung verrückten Kirche.

Anmerkungen zum Finanzskandal der bbz GmbH

Am 25. Mai 2012 wurde die Pressemitteilung Nr.83 / 2012 der Evangelischen Kirche im Rheinland herausgegeben: „Kirchenleitung beschließt: Der Betrieb der bbz GmbH wird fortgeführt.“

Was erfährt man als Außenstehender aus dieser Presseinformation?

1. Die Alleingesellschafterin, die Ev. Kirche im Rheinland, hat (bislang) rund 21,6 Millionen Euro aufgewendet, um diese Gesellschaft, das Beihilfe- und Bezüge-Zentrum in Bad Dürkheim, vor der Insolvenz zu retten.

2. Die Ev. Kirche im Rheinland hat im vergangenen Herbst Strafanzeige gegen mehrere Personen wegen des Verdachts des Kapitalanlagebetrugs und der Untreue erstattet.

3. Es gibt eine positive Prognose für die Fortführung der Firma, die von den Untersuchungen zweier Wirtschaftsprüfungsunternehmen gestützt wird.

4. Das Geschäftsmodell muss aber weiterentwickelt werden und gegebenenfalls müssen Partner dafür gesucht werden.

5. Der Bericht der von der Landessynode 2012 eingesetzten Kommission steht noch aus: die grundsätzliche politische Frage, ob und unter welchen Bedingungen sich die Kirche wirtschaftlich betätigen soll und die strukturelle Frage, wie sie dies angesichts der derzeitigen kirchlichen Leitungs-, Führungs- und Aufsichtsstrukturen tatsächlich auch sachgerecht tun kann, sind noch nicht beantwortet.

Da ich als Außenstehender nur das weiß, was Presseberichten zu entnehmen ist, fällt es schwer, die Vorgänge zu bewerten. Ich kann hier nur einige Beobachtungen anmerken und Fragen stellen. Bei der fehlenden Transparenz beschleicht einen allerdings ein

Die EKIR ist veränderungsbedürftig und veränderungsfähig. Sie darf nicht strukturkonservativ den Bestand verwalten oder gar nur ängstlich verteidigen.

ungutes Gefühl. Was steht hinter den so gut klingenden Sprachregelungen?

Die oben genannte Pressemitteilung hat ja noch eine Überschrift über der Überschrift – und die lautet: „Rheinische Kirche hat das eigene Unternehmen saniert“. Die perfektistische Formulierung suggeriert die Lösung des Problems, wobei im Text (siehe Punkte 4 und 5) wesentliche Fragen doch noch offen sind!

In der Pressemitteilung, so scheint es, werden die schwerwiegenden Vorgänge, dass Millionen-Beträge regelrecht „verbrannt“ worden sind, kleingeredet: „durch strukturelle Probleme wie auch durch Ertragsausfälle bei Anlagegeschäften in finanzielle Schwierigkeiten geraten“.

Was ist eigentlich passiert?
Versuch einer Chronologie:

Am 7.10.2011 erschien die Pressemitteilung Nr.97/2011, aus der hervorging, dass die Evangelische Kirche im Rheinland „die Arbeit der bbz GmbH Beihilfe- und Bezüge-Zentrum in Bad Dürkheim“ „mit zusätzlichem Kapital sichert“. Die EKIR, so konnte man lesen, ist Alleingesellschafterin einer Firma, die für rund 1.200 Kunden arbeitet, die überwiegend aus den Bereichen der kirchlichen und öffentlich-rechtlichen Verwaltung kommen. Der Vizepräsident der EKIR, Christian Dräger, wurde zitiert: „Unser finanzielles Engagement von rund 16 Millionen Euro stellt sicher, dass das operative

Geschäft der Firma für unsere Kunden nach wie vor professionell und sicher läuft“. Der leitende Jurist der rheinischen Kirche, so hieß es weiter, habe den Vorsitz in der Gesellschafterversammlung übernommen und ein neuer Geschäftsführer sei berufen worden. Die GmbH sei „u.a. durch Zinsausfälle bei Anlagegeschäften in finanzielle Schwierigkeiten geraten“, es werde derzeit überprüft, ob Dritte dem Unternehmen Schaden zugefügt hätten.

Am 19.10.2011 war in IDEA-Spektrum (Nr.42, S.32) zu lesen, dass im Auftrag des rheinischen Landeskirchenamtes durch eine Anwaltskanzlei eine Anzeige erstattet wurde bei der Staatsanwaltschaft in Frankenthal gegen verschiedene an den Anlagegeschäften beteiligte Personen mit dem Vorwurf des Kapitalanlagebetruges. Diese Anzeige sei weitergeleitet worden an die Zentralstelle für Wirtschaftsstrafsachen der Staatsanwaltschaft Kaiserslautern.

Im IDEA-Artikel konnte man Näheres über den Kundenkreis der mit 90 Beschäftigten ausgestatteten Firma erfahren: kirchliche und öffentliche Verwaltungen, Banken und Sparkassen sowie mittelständische Unternehmen. Die beiden bisherigen Geschäftsführer seien abberufen und durch einen neuen Geschäftsführer ersetzt worden.

Am 24.10.2011 schrieb Vizepräsident Christian Dräger einen Brief an die Vorsitzenden der Presbyterien der Kirchengemeinden der

„Rheinische Kirche hat das eigene Unternehmen saniert“. Die perfektistische Formulierung suggeriert die Lösung des Problems, wobei im Text wesentliche Fragen doch noch offen sind!



Evangelischen Kirche im Rheinland: „nach bisherigem Erkenntnisstand ist die bbz GmbH – und damit die Alleingesellschafterin – Opfer krimineller Machenschaften geworden“. Mit Rücksicht auf die laufenden staatsanwaltschaftlichen Ermittlungen lasse sich aber derzeit nicht mehr zu diesem Komplex sagen.– Bezüglich der Gesellschafterversammlung kommt die neue Information, dass die drei Stellen wohl alle neu besetzt worden sind. Neben dem neuen Vorsitzenden Christian Dräger gehören ihr nun auch Kirchenrechtsdirektor Henning Boecker und Oberkirchenrat Manfred Rekowski an. Neben den beiden Geschäftsführern seien inzwischen auch die Prokuristen der Firma gekündigt worden.

Am 21.11.2011 informierte Christian Dräger mit einem weiteren Schreiben die Presbyterien. Die Schieflage der Firma habe zu intensiven Diskussionen auf allen Ebenen der Kirche geführt. Die Kirchenleitung habe aufgrund der bisher vorliegenden Zwischenergebnisse der Prüfungen und Recherchen die Weiterverfolgung von zivilrechtlichen Ansprüchen gegen einzelne Personen aus dem Bereich der Gesellschafterversammlung beschlossen, außerdem habe sie Aufträge erteilt, die sich auf disziplinarrechtliche Konsequenzen bezögen. Der neu eingesetzte Geschäftsführer habe der Kirchenleitung seinen vorläufigen Plan zur Konsolidierung und Sanierung des Unternehmens vorgelegt. Zur Umsetzung

dieses Planes seien weitere 4 Millionen Euro notwendig, die die Kirchenleitung bewilligt habe: „Das finanzielle Engagement zur Sicherung der bbz GmbH wird ausschließlich aus Rücklagen der landeskirchlichen Ebene unserer Kirche abgedeckt.“ Eine externe Beratungsfirma überprüfe im Auftrag der Kirchenleitung „Zukunfts-szenarien für die Firma“. Die Kirchenleitung werde sich in der Sitzung am 1.12.2011 erneut mit dem Thema bbz beschäftigen, „über die Ergebnisse der Beratungen werden wir Sie dann informieren“.

Am 28.11.2011 erschien die Pressemitteilung Nr.130/2011 der EKIR. Als neue Information ist zu erfahren: die Geschäftsführung der bbz GmbH habe sich „einem Anlagemodell zugewandt, bei dem weitaus höhere Erträge versprochen worden waren, als derzeit marktüblich bei Zinsen zu erzielen seien“. Die in diesem Geschäft versprochenen Erträge seien bis heute nicht geflossen, die meisten davon seien aber in die Bilanzen des Unternehmens als Forderungen verbucht worden. Die Jahresabschlüsse des Unternehmens, so erfährt man nun weiter, seien seit dem Jahr 2007 „entweder nur eingeschränkt testiert, gar nicht testiert, nicht korrekt aufgestellt und nicht rechtskonform veröffentlicht worden“. Trotzdem sei die Geschäftsführung von der Gesellschafterversammlung, also dem Aufsichtsgremium, (teilweise) entlastet worden. Neben strukturellen

„Nach bisherigem Erkenntnisstand ist die bbz GmbH – und damit die Alleingesellschafterin – Opfer krimineller Machenschaften geworden.“

Problemen hätten die fehlenden Einnahmen aus der Anlage zur Folge, dass über Jahre im Unternehmen Verluste aufgelaufen seien, die zu einer Überschuldung und zu Liquiditätsproblemen geführt hätten. „Diese werden nun durch Kapital und eine Patronatserklärung gelöst.“ Die inzwischen 20 Millionen Euro, die zur Sicherung der kircheneigenen Firma aufgebracht werden müssten, kämen aus der Ausgleichsrücklage der landeskirchlichen Ebene, das hieße: „Kirchengemeinden und Kirchenkreise werden nicht durch eine zusätzliche Umlage belastet“, wird Herr Dräger zitiert.

Über die Arbeit der Firma erfährt man, dass in den Jahren 2009 und 2010 durchschnittlich rund 120.000 Beihilfefälle abgerechnet worden seien und im Bereich der Personalabrechnung im gleichen Zeitraum durchschnittlich gut 25.000 Personalfälle monatlich.

Nun stürzt sich die weltliche Presse auf das Thema. Z.B. titelt „DER WESTEN – das Portal der WAZ Mediengruppe: „Rheinische Kirche in Betrugsskandal verwickelt“: „Ein Unternehmen der Evangelischen Kirche im Rheinland hat Millionen verzoockt – und dabei wohl auch seine Bilanzen frisiert“ (29.11.2011)

Der KÖLNER STADT-ANZEIGER schreibt: „Finanzchef der rheinischen Kirche als Aufseher in Millionenskandal verwickelt“ (30.11.2011) Hier erfährt man, dass die Leitung der EKIR in persona ihres Finanzdezernenten

Oberkirchenrat Georg Immel, direkt in den Skandal verwickelt sei. Die Kirchenleitung habe ihn am 4.10.2011 als Vorsitzenden der dreiköpfigen Gesellschafterversammlung abberufen. Das gehe aus internen Protokollen der Kirchenleitung hervor, die dem „Kölner Stadt-Anzeiger“ vorlägen. Immel sei derzeit erkrankt. Neben Herrn Immel sei auch die für Personal-Dienstrecht zuständige Dezernentin Iris Döring aus der Gesellschafterversammlung abberufen worden.

In evangelisch.de erfährt man, dass die Ev. Kirche im Rheinland „zivilrechtliche Ansprüche gegen einzelne Personen aus dem Bereich der Gesellschafterversammlung“ verfolge. Zu den 1.200 Kunden der bbz gehörten Banken, Kliniken, Kommunen und Medienunternehmen. Die GmbH bewege jedes Jahr dreistellige Millionenbeträge. (1.12.2011)

„Aufgrund einer Erkrankung nimmt er seine dienstlichen Aufgaben derzeit nicht wahr“, schreibt idea.de – das christliche Nachrichtenportal am 2.12.2011. In mindestens einem Fall sei eine Buchung manipuliert worden, um einen Zahlungseingang vorzutäuschen.

Scheibchensweise erfährt man also Details, aus denen man sich als Außenstehender ein Bild zu machen versucht. —

Wenig Information kommt dagegen aus dem EKIR.info Nr.6 vom Dezember 2011 – dem „Service für Presbyterinnen und Presbyter“, stattdessen Schönreden und Be-

„Kirchengemeinden und Kirchenkreise werden nicht durch eine zusätzliche Umlage belastet.“



schwächtigung: „Rheinische Kirche rettet eigenes Unternehmen aus finanzieller Schieflage“ lautet die Überschrift über einen kleinen Artikel. Das Problem wird quasi als erledigt dargestellt: „Die Firma war durch Anlagegeschäfte in finanzielle Schwierigkeiten geraten.“ Und Vizepräsident Christian Dräger wird zitiert: „unser finanzielles Engagement von rund 16 Millionen Euro stellt sicher, dass das operative Geschäft der Firma für unsere Kunden nach wie vor professionell und sicher läuft.“ (ebd., S.6)

Auf der EKIR-Internetseite gibt es derzeit keinen Bericht zu der Angelegenheit – man erfährt etwas zum Tag der Menschenrechte, zur Feier anlässlich der Übergabe der Ehrenamtspreise der EKIR, zum Fazit über das Jahr der Taufe – aber nichts über die bbz GmbH. Auch nichts über Oberkirchenrat Immel, wenn man den Namen als Suchbegriff eingibt.

Am 14.12.2011 ist in IDEA-Spektrum zu lesen, dass ein Sprecher der Staatsanwaltschaft Einzelheiten in dem Fall mitgeteilt hat: danach werde eine Mitarbeiterin der Kirchenverwaltung der Untreue beschuldigt. Sie sei als Mitglied in der Gesellschafterversammlung für die Aufsicht über das auf Personalabrechnung und Softwareentwicklung spezialisierte Unternehmen verantwortlich gewesen. Im Oktober 2006 habe das bbz 8 Millionen Euro in einen nicht börsennotierten Fonds in der Schweiz investiert, der außer-

gewöhnlich hohe Renditen versprach. Die erhofften Zinsen flossen jedoch nicht, seien aber trotzdem als Forderungen in der Bilanz verbucht worden, so dass sich über Jahre hinweg ein Verlust angehäuften habe. (ebd., S.33)

Am 18.12.2011 wird in idea.de schließlich der Präses der rheinischen Landeskirche, Nikolaus Schneider, aus einem Interview im Deutschlandfunk (Köln) zitiert: „Wir werden nach dem berühmten Satz ‚Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser‘ ein Kontrollsystem einführen, sodass also solche Dinge in Zukunft nicht mehr möglich sein werden – alleine durch die Systematik der Überwachung“. Nach Angaben von Präses Schneider würden die Gelder zur Insolvenzvermeidung des Unternehmens bbz voll aus den Rücklagen der rheinischen Kirche genommen, sodass das Handeln der Kirchengemeinden nicht beeinträchtigt werde.

Man staunt beim Lesen, denn in der rheinischen Kirche haben doch die Gemeinden die Finanzhoheit: alle Gelder der Landeskirche sind abgeführte Gelder der einzelnen Kirchengemeinden. Folglich sind die Rücklagen der Landeskirche sehr wohl Geld der Gemeinden. –

In der Pressemitteilung Nr.144 vom 20.12.2011 wird eine gemeinsame Erklärung von Kirchenleitung und Oberkirchenrat Georg Immel veröffentlicht, aus der hervorgeht, dass „Oberkirchenrat Immel es für sachdienlich und auch im Interesse der Kirche für opportun (hält), zur

Man erfährt etwas zum Tag der Menschenrechte, zur Feier anlässlich der Übergabe der Ehrenamtspreise der EKIR, zum Fazit über das Jahr der Taufe – aber nichts über die bbz GmbH.

ungestörten Durchführung der notwendigen Ermittlungen bis auf weiteres die Ausübung seines Amtes in der Kirchenleitung ruhen zu lassen.“ Die Kirchenleitung bekundet ihre hohe Wertschätzung der Tätigkeit von Oberkirchenrat Immel in den Gremien der EKIR. Der Oberkirchenrat treffe seine Entscheidung „getragen von dem Bewusstsein, selbst keine Dienstpflicht verletzt zu haben, insbesondere, weil auch die Wirtschaftsprüfer keinen Hinweis auf Verdachtsmomente gegeben hätten“.

Mit Spannung erwartet man die Landessynode. In seinem umfangreichen „Bericht über die für die Kirche bedeutsamen Ereignisse“ am 9.1.2012 geht Präses Dr. h.c. Nikolaus Schneider mit gerade mal 12 Zeilen auf dieses „Ereignis“ ein. Er spricht von der gebotenen Selbstkritik: „Auch kircheneigene Firmen genügen nicht den von uns erkannten Wegweisungen Gottes für ein gerechtes Wirtschaften. Das beschädigt zudem unser öffentliches Eintreten für ein ‚Wirtschaften für das Leben‘. (ebd., S.28) Die Synode beschließt, in nichtöffentlicher Sitzung über den Finanzskandal beim bbz zu beraten.

Am 10.1.2012 vermeldet idea.de Neues im Finanzskandal: die Kirchenleitung habe offenbar wesentlich früher als bisher bekannt von den Problemen in ihrem Tochterunternehmen Kenntnis gehabt. Bereits im Januar 2011 sei das bbz mit der Bitte um eine Ausfallbürgschaft in Höhe von 6 Millionen Euro an die Landeskirche heran-

getreten, im Juli 2011 mit der Bitte um ein kurzfristiges Darlehen in Höhe von 7 Millionen Euro. Daraufhin habe die Landeskirche eine Wirtschaftsprüfungsgesellschaft und einen Rechtsanwalt mit der Überprüfung der Vorgänge beauftragt. Die bisherigen Ermittlungen hätten ergeben, dass das bbz im Oktober 2006 über einen Finanzmakler 8,5 Millionen Euro an einen nicht börsennotierten Fonds auf den britischen Jungferninseln in der Karibik (!) gezahlt habe. Deutliche Anzeichen sprächen dafür, dass diese Anlage gar nicht existiere. Zinsen seien nie geflossen. Die Schieflage des bbz erkläre sich aber nicht nur aus dieser Finanzanlage, sondern auch aus ihrem Geschäftsmodell: den Kunden die Personalabrechnung zu sehr günstigen Preisen anzubieten und mit den weiterzuleitenden Geldern am Kapitalmarkt zusätzlich Gewinne zu erwirtschaften. Falls es nicht gelinge, mit den Kunden neue Verträge zu höheren Preisen auszuhandeln, müsse über eine geordnete Abwicklung der bbz nachgedacht werden.

Vor Journalisten verspricht Präses Schneider die Vorkommnisse bei der bbz „ohne Ansehen der Person“ zu untersuchen. Neben Disziplinarverfahren, die schon eingeleitet wurden, setzte die Landessynode eine aus fünf Landessynodalen bestehende Kommission ein – auch mit der Aufgabe, die Leitungs- und Aufsichtsstrukturen der Ev. Kirche im Rheinland zu überprüfen.

IDEA berichtet am 19.1.2012, dass

Mit Spannung erwartet man die Landessynode. In seinem umfangreichen „Bericht über die für die Kirche bedeutsamen Ereignisse“ geht Präses Schneider mit gerade mal 12 Zeilen auf dieses „Ereignis“ ein.



ehemalige bbz-Mitarbeiter vor dem Arbeitsgericht Ludwigshafen Klage gegen ihre Kündigung eingereicht haben. Die Entscheidung für das riskante Investment sei mit Wissen und Billigung der Vorsitzenden der Gesellschafterversammlung gefallen, einer leitenden Mitarbeiterin der Landeskirche.

Nun warten wir auf den Bericht dieser Untersuchungskommission zur Landessynode 2013.

Zusammenfassung und Wertung:

Es scheint zur Zeit gelungen zu sein, die Firma bbz einigermaßen zu stabilisieren. Die Arbeit wird zunächst in kirchlicher Trägerschaft fortgesetzt. Wie es in Zukunft aussehen wird, weiß man nicht.

Aber viele Fragen drängen sich auf bei der Aufarbeitung der Vergangenheit:

Inwiefern steht die gesamte Kirchenleitung in der Haftung? Oberkirchenrat Immel beklagte sich in der „Rheinischen Post“, dass die Kirchenleitung an Berichten über die bbz seit 2001 kein Interesse mehr signalisiert habe (zit. nach: finanznachrichten.de vom 17.1.2012). Kann das sein, dass die Kirchenleitung ein derartiges Engagement und großes Risiko eingeht und sich dann nicht mehr in dem gebotenen Maße dafür interessiert? Und umgekehrt: die Gesellschafter keinen Anlass gesehen haben, „die Kirchenleitung mit solchen Dingen zu belasten“? Was für ein Verständnis von Kirchenleitung spricht sich hier aus?

In seinem umfangreichen Kom-

mentar zur bbz-Affäre vom 3.3.2012 äußert Pfarrer Hans-Jürgen Volk den Verdacht, dass man in der Kirchenleitung auf andere zeige, „um sich selbst aus der Schusslinie zu bringen“ (ebd., S.2). Man lenke von eigenen Verantwortlichkeiten ab. Wer habe überhaupt den Kauf der bbz zu verantworten? Sei denn 1999 überhaupt eine konkrete Prüfung der Wirtschaftlichkeit und der Sinnhaftigkeit des Unternehmens in kirchlicher Trägerschaft erfolgt?

Sei der Unternehmenskauf damals – wie später die Einführung von NKF und der Verwaltungsstrukturreform – eher eine Glaubensfrage gewesen statt eine rationale Kalkulation?

Von daher sei Präses Schneider zu kritisieren, wenn er ausführe, das Unternehmen habe Maß und Ziel aus den Augen verloren. Vielmehr sei es doch wohl so gewesen, dass von Anfang an die Erträge des operativen Geschäftes nicht ausgereicht hätten, um die Kosten zu decken. Das habe die Geschäftsführung in die spekulativen Anlagen getrieben.

Hans-Jürgen Volk kritisiert in diesem Zusammenhang, dass Beratungsunternehmen wie BSL, Steria Mummert und Kienbaum „mit ihren teuren Impulsen in Konkurrenz zu Stimmen der kirchlichen Basis“ treten: „Theologisch motiviert ist ihre betriebswirtschaftliche Rezeptur ganz sicher nicht, sie tragen vielmehr zu einer Gleichgestaltung unserer Kirche

Kann das sein, dass die Kirchenleitung ein derartiges Engagement und großes Risiko eingeht und sich dann nicht mehr in dem gebotenen Maße dafür interessiert?

mit dem ebenfalls nach privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten umgestalteten öffentlichen Sektor bei. Sie sichern sich damit nicht zuletzt Marktanteile und Folgeaufträge, denn in aller Regel sind die Verantwortlichen in Politik und Kirche keine geborenen Unternehmer, die das angebotene Handwerkszeug irgendwann souverän beherrschen könnten.“ (ebd., S.5)

Es ist also zu fragen: Wie geht unsere Kirche mit den ihr anvertrauten Geldern um? Wieviel Euro wurden z.B. bislang für die Leistungen von Unternehmensberatungen ausgegeben? Auch die Einführung des neuen kirchlichen Finanzwesens (NKF) brachte bislang schon sehr hohe Kosten und lässt für die Zukunft Mehrausgaben befürchten.

In einem Protestschreiben beklagt die MAV-Gesamtkonferenz die Verschwendung von Kirchensteuern in der Ev. Kirche im Rheinland. Im bbz sei Geld vernichtet worden. Und jetzt verschlinge die vorübergehende Nachfolge für Herrn Immel eine außer tarifliche, astronomisch hohe ‚Gage‘ (Brief vom 24.4.2012, zit .n. : Simmern Trarbach aktuell. Informationen für Mitarbeitende im Kirchenkreis, Juli 2012, S.11). Man kritisiert, dass die Kirche, statt in Arbeitsplätze zu investieren, erhebliche Summen für ein fragwürdiges Krisenmanagement bereitstelle, und fordert eine Unternehmensmitbestimmung, die eben auch eine Vertretung der Mitarbeitenden in den Aufsichtsgremien vorsehe.

Ist die in den kirchlichen Verlautbarungen angewandte Sprachregelung nicht verharmlosend und nebulös?

Beispiel: Im EKIR.info Nr.1 vom Februar 2012 heißt es: „Nach den Problemen beim kircheneigenen bbz Beihilfe- und Bezüge-Zentrum soll eine unabhängige Kommission grundsätzliche Fragen von Leitungs-, Führungs- und Aufsichtsstrukturen in der rheinischen Kirche untersuchen.“ (S.10). Aus dem Skandal werden „Probleme“, die zudem schon der Vergangenheit angehören scheinen: „n a c h d e n“. Und: „Die Kirche hatte 20 Millionen Euro aufgewendet, um Zahlungsfähigkeit und Betrieb zu sichern. Die Summe stammt aus Rücklagen.“ Es wird nicht klar gesagt, dass das Kirchensteuermittel sind, die aus den Gemeinden kommen.

Unsere Kirchenleitung insgesamt steht in der Verantwortung, nicht nur einzelne Personen. Die Kirchenleitung muss sich fragen lassen, ob sie diese Trias des rechten Umgangs mit Gott, mit dem Mitmenschen und schließlich mit den anvertrauten Finanzmitteln erfüllt, was sich ausdrückt in wahrer Theologie, in menschenfreundlicher Barmherzigkeit und in guter Haushaltschaft.

In den zurückliegenden Jahren sahen wir im Ev. Pfarrverein im Rheinland diese Trias oft verletzt, z.B. bei unsäglichen Abberufungsverfahren und bei dem Umgang mit Pfarrerinnen und Pfarrern im

Sei der Unternehmenskauf damals – wie später die Einführung von NKF und der Verwaltungsstrukturreform – eher eine Glaubensfrage gewesen statt eine Frage rationaler Kalkulation?



Wartestand und im Sonderdienst. Am Ende drückt sich vieles wohl auch in Geld aus, so dass aus theologischen und menschlichen Skandalen auch ein materieller Schaden entsteht. Ich halte es für skandalös, wenn dienstfähige und dienstwillige Pfarrerinnen und Pfarrer, Pastorinnen und Pastoren in den Vorruhestand gezwungen werden oder nach vielen Jahren des Dienstes in unserer Kirche dann doch nicht übernommen werden. Die Rechnung, was das unsere Kirche kostet – an Vertrauen und eben auch an Geld – ist noch zu erstellen.

Friedhelm Maurer

Organspende – ein Akt der Nächstenliebe?

Seit im März 2012 ein entsprechender Gesetzentwurf als parteiübergreifender Gruppenantrag in den Bundestag eingebracht wurde, sorgt Organspende wieder für Schlagzeilen. Diesmal geht es um die sogenannte „Entscheidungslösung“ – darüber ist inzwischen entschieden! Denn am 15. Juni 2012 hat das entsprechende Gesetz den Bundesrat passiert – zeitgleich mit dem „Gesetz zur Änderung des Transplantationsgesetzes“, einer EU-rechtlichen Vorgabe.

Um die Organspende-Bereitschaft zu erhöhen, werden künftig alle Deutschen regelmäßig von ihren Krankenkassen angeschrieben, über die Organspende informiert und zur

Abgabe einer Erklärung aufgefordert. Erstmals geschieht das schon in diesem Jahr, ein weiteres Mal in zwei Jahren und nach der Aufforderung im Jahr 2017 alle fünf Jahre.

Will ich meine Organe spenden – dereinst?

Ja oder nein?

Diese Frage sollen wir nun alle regelmäßig den Krankenkassen gegenüber beantworten.

Die Organtransplantation hat eine lange Geschichte. Bereits Anfang der 60er Jahre wurden unterschiedliche Organe von einem Menschen auf den anderen übertragen. Die weltweit erste erfolgreiche Herztransplantation durch Christiaan Barnard 1967 in Kapstadt sorgte für großes Aufsehen. Sie galt als endgültiger Durchbruch für die Transplantationsmedizin. Im selben Jahr noch wurde die Stiftung Eurotransplant in Leiden, Niederlande, gegründet. Sie regelt europaweit die Verteilung der zur Verfügung stehenden Organe. Alle Europäer, die auf eine Transplantation warten, sind dort registriert. Alle sterbenden möglichen Spender werden dorthin gemeldet.

Die Verteilungsstruktur ist da, das Know-How der Chirurgen ist da ... was fehlt, ist die Bereitschaft, eigene Organe zu „spenden“.

Lebenswichtig ist Organtransplantation für die betroffenen Kranken! Darüber will ich nicht diskutieren. Denn derzeit werden ihnen wenig Alternativen geboten.





Merkwürdige Gefühle aber steigen auf, wenn man selbst eigene Organe hergeben soll ... während man im Sterben liegt (d.h.: „hirntot ist“).

Vielleicht wissen wir sehr wenig darüber, wie sich eine solche Transplantation vollzieht.

Auf der Internetseite www.Initiative-ka0.de können Sie sich ausführlich darüber informieren. Hier spricht weder die Krankenhauslobby, noch die Pharmaindustrie oder andere, die an den Transplantationen verdienen. Hier ergreifen Eltern das Wort, die sich auf „Organspende“ ihrer hirntoten Kinder einließen. Sie berichten detailliert, wie sich eine solche OP vollzieht: ohne Narkose an einem Menschen, der im Sterben liegt, dessen Hirn schwer und unwiederbringlich geschädigt ist, der aber noch atmet und wohl auch Schmerz empfindet.

Bevor Sie sich zur Organspende entschließen, besuchen Sie die Internetseite von KAO, Kritische Aufklärung Organspende.

Um Organe transplantieren zu können, mussten die Mediziner das rechtlich anerkannte Todesdatum ändern. Der Hirntod wurde definiert.

Hirntod-Kriterium

Die Einführung des Hirntod-Kriteriums ist für die Organtransplantation ein unerlässlicher Schritt gewesen, denn tote Organe können nicht verpflanzt werden. Wenn man wartet, bis alle Körper-Funktionen, also auch die der Organe, aufgegeben worden sind, ist eine

Transplantation nicht mehr möglich. Es musste für diesen medizinischen Eingriff somit ein Zeitpunkt gefunden werden, an dem einerseits das Sterben des Spenders unwiderruflich begonnen hat, andererseits die Organe noch funktionieren bzw. deren Funktion aufrecht erhalten werden kann. Diesen Zeitpunkt markiert der so genannte Hirntod. Eine solche Setzung stößt jedoch auf Kritik und kritische Anfragen:

Ist der Organspender unmittelbar vor der Entnahme eines oder mehrerer seiner Organe ein Toter oder ein Lebender ohne messbare Hirnfunktion?

Unterbricht die Organentnahme den Sterbeprozess und verhindert so ein menschenwürdiges Sterben des Spenders?

Und was für einen Tod stirbt der Spender während der Entnahme?

Da sich aufgrund dieser und anderer Fragen die Zahl der sog. Organspender in ganz kleinem Rahmen hielt, wurde die Transplantation von Organen lebender Menschen ausgebaut.

Lebendspende

Die Lebendspende von Organen, vor allem Nieren und Teil-Lebern, bekommt in der BRD immer größere Bedeutung. Stammten 2001 noch 16,4 % der verpflanzten Nieren von einem gesunden Spender waren es 2002 schon 20 %. Die Empfänger sind zu über 60 % Männer, während unter den Spendern mehr Frauen als Männer sind und häufiger zugunsten eines

Um Organe transplantieren zu können, mussten die Mediziner das rechtlich anerkannte Todesdatum ändern. Der Hirntod wurde definiert.



Mannes ein Organ gespendet wird als umgekehrt.

Die Ausweitung der Lebendspende hat ihren Grund vor allem in den besseren Ergebnissen für den Empfänger und in der Berücksichtigung der „Autonomie aller Beteiligten“ als höher-wertigem Grundsatz gegenüber anderen medizinischen und medizin-ethischen Grundsätzen.

Mag auch der Empfänger von der Lebendspende mehr profitieren, so bedeutet sie doch für den Spender – also mehrheitlich Frauen – eine medizinisch nicht indizierte Operation mit allen dazu gehörigen Risiken. Hier setzen die ethischen Fragen und Bedenken an.

Bedenklich ist auch der Organhandel, der sich seit langem um die Transplantationsmedizin rankt.

Organhandel

Weltweit werden jährlich zehntausende von Organen gehandelt. Die so genannten „Spender“ kommen aus Osteuropa, Lateinamerika, Afrika und Indien. Die Organe werden verkauft, um den Lebensunterhalt zu sichern, Schulden zu tilgen oder um Ausbildungen zu finanzieren. In diesem Kontext gibt es auch immer wieder Veröffentlichungen über Babyhandel, Raub von Augen und Nieren von Straßenkindern in Honduras, Haiti, Mexiko und Venezuela.

In einem Artikel der Dt. Medizinischen Wochenzeitschrift berichten Ärzte der Uni-Klinik Essen, dass ihnen 1996 mindestens 25

Patienten bekannt waren, die mit einer gekauften Niere aus Indien leben. (Dt.Med.Wochenzeitschrift 121 / 1996, S.1341)

Organtransplantation ist eben nicht nur eine lebensrettende Maßnahme für Kranke, sondern auch ein gutes Geschäft.

Im Herzzentrum NRW in Bad Oeynhausen zahlen die Krankenkassen pro Herztransplantation (Stand 2004 / heute vermutlich teurer):

37 123, 24 Euro Fallpauschale
+10 387, 80 Euro Sonderpauschale,
dazu kommen die Kosten für die Intensivmedizin und Pflegesätze sowie die Explantation der Organe bei einem Hirntoten.

Alternativen zur Organtransplantation ?

Bei einem so lukrativen Geschäft wie der Organtransplantation, haben die daran Beteiligten natürlich wenig Interesse, andere Optionen zu protegieren. Daher sind alternative Behandlungsmethoden dünn gesät und haben es schwer, sich durchzusetzen. Denn nur was politisch gewollt ist, wird von öffentlichen Geldern subventioniert. Dennoch lassen sich entsprechende Alternativen finden.

Selbstdarstellung der Berlin Heart AG www.berlinheart.de

Die Berlin Heart AG, spezialisiert auf die Entwicklung, Produktion und Distribution von Herzunterstützungssystemen, hat 2003 von der Landesgewerbeanstalt (LGA)

Mag auch der Empfänger von der Lebendspende mehr profitieren, so bedeutet sie doch für den Spender – also mehrheitlich Frauen – eine medizinisch nicht indizierte Operation mit allen dazu gehörigen Risiken.



Organtransplantation ist eben nicht nur eine lebensrettende Maßnahme für Kranke, sondern auch ein gutes Geschäft.

Bayern, Nürnberg, die CE-Zertifizierung für die implantierbare Herzpumpe INCOR zur Behandlung von Patienten mit fortgeschrittenem Linksherzversagen erhalten.

Dank der Zulassung können jetzt Patienten innerhalb der Europäischen Union mit INCOR behandelt werden, die aufgrund mangelnder Verfügbarkeit von Spenderherzen oder medizinischer Indikationen von einer Herztransplantation ausgeschlossen sind.

Erythropoietin hilft, Organschäden zu reparieren

Erythropoietin kurbelt nicht nur die Hämatopoese an, sondern es mobilisiert auch Stammzellen aus dem Knochenmark. Diese können sich zum Beispiel in Endothelzellen differenzieren und damit Blutgefäßschäden reparieren.

Damit könnte Erythropoietin künftig nicht nur zur Behandlung bei Anämie genutzt werden, sondern auch als Substanz gegen Organschäden, etwa der Niere.

Aus: Ärzte Zeitung 11.06.2003

Sicher finden sich noch mehr Alternativen, wenn man auf die Suche geht.

Richtig viele Wahlmöglichkeiten bei der Behandlung von Organleiden gäbe es wohl, wenn dies politisch gewollt und die entsprechende Forschung aus öffentlichen Mitteln unterstützt würde.

Dr. Heike Knops

Kirche der Freiheit oder Freiheit der Kirche?

Ein Blick von Westen nach Osten

Wenn man mit unseren Gemeindegliedern darauf zu sprechen kommt, wie sich im Osten unseres Landes – im Bereich der ehemaligen DDR – das Leben der evangelischen Kirche gestaltet, bekommt man sehr unterschiedliche Aussagen zu hören – sofern man es nicht mit kirchlichen Insidern zu tun hat. Die einen sind begeistert von einer Reise in die (schon nicht mehr so) neuen Bundesländer zurückgekommen. Sie haben den Berliner Dom gesehen und sind von seinem Wiederaufbau angetan. Die anderen sind in Dresden gewesen und können nicht genug von der Pracht der Frauenkirche erzählen, aber nicht nur von ihrer baulichen Großartigkeit, sondern auch von dem, was ihr pulsieren den Leben. Etwas weniger begeistert fällt das Urteil derer aus, die Wittenberg besucht haben. Hatten sie nicht von dem „protestantischen Rom“ mehr erwartet? Aber das kann ja in dem nahenden Lutherjahr noch anders werden. Andere lassen sich nur ungern die Frage nach dem (vielleicht auch nicht gesuchten) kirchlichen Leben stellen. Sie haben einen Besuch gemacht irgendwo auf dem Lande in Sachsen-Anhalt oder im Niederen Fläming. Von Kirche haben sie da nicht viel bemerkt; ein Dorfkirchlein, fast immer geschlossen und auch ohne großen Zulauf am Sonntag. Sie haben das Pfarr-

Es ist eine Frage des politischen Willens, ob die Transplantation oder alternative Verfahren gefördert werden.



haus gesehen, in dem aber kein Pfarrer mehr wohnt, ziemlich heruntergekommen, offenbar schon lange kein Blickfang mehr.

Wenn man das im Gespräch mit unseren Gemeindegliedern hört, dann stellt sich leicht – womöglich auch bei dem einen oder anderen von uns rheinischen Pfarrern und Pfarrerinnen – ein gewisses Mitleid mit denen im Osten ein und ein gewisses Hochgefühl bei uns Westlern: Was für ein reiches gemeindliches Leben gibt es doch bei uns, kann doch von uns auch in einer kleineren Kirche entfaltet werden! Und wenn hier oder da eine Kirche geschlossen oder umgewidmet wird oder ein Gemeindezentrum verkauft oder abgerissen werden muss, dann lassen wir uns womöglich sagen oder meinen selbst, dass das doch nur zur Intensivierung des Gemeindelebens diene, da doch dessen Schwäche an der Verzettlung gelegen habe. Unsere Kirche kann Stärke zeigen: So jedenfalls die Ansicht derjenigen, die vor vielen Schwächen der Kirche ihre Augen verschließen. So auch die Überzeugung derjenigen, die für die Kirche in Ost und West das „Impulspapier des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert“ (2006) verabschiedet haben, in dem unsere Kirche in Ost und West als „Kirche der Freiheit“ definiert wird. So auch die Äußerungen auf dem Wittenberger Zukunftskongress (2007): „Zukunft gewinnt die evangelische Kirche

durch ihre geistliche Kraft“, und alle Reformen und Erneuerungen müssen sich als Dienst an dieser Freiheit verstehen. „Sonst taugen sie nichts“, so erklärte der damalige Ratsvorsitzende Bischof Wolfgang Huber.

Man wird nicht sagen können, dass dieses Programm unsere westdeutschen Gemeinden wesentlich verändert hat und deutlich bestimmt. Vielmehr ist dieses Programm außer den Insidern nur wenigen bekannt, wie mindestens die meisten Worte der Kirche und Äußerungen der Leitenden weithin unbeachtet bleiben. Wobei nicht zu vergessen ist, dass, was Kirchenführer im Namen der Kirche verlautbaren lassen, keineswegs unbedingt im Sinne der Gemeindeglieder geäußert und noch nicht einmal in Kenntnis der Gemeinden gesagt wird. Eigentlich ein Unding und eine Anmaßung!¹

Es tut gut, einmal etwas genauer über die Grenzen der Rheinischen Landeskirche nach Osten zu blicken. Bei meinem jahrelangen Einsatz im Sinne der „Zehntgemeinschaft“² habe ich viele Kirchengemeinden im Bereich der früheren DDR kennengelernt, nicht nur als flüchtiger Besucher, sondern als viele Wochen amtierender Pfarrer in Gemeinden in der Kirchenprovinz Sachsen (heute Teil der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland), in der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs. Es handelte

Sie haben einen Besuch gemacht irgendwo auf dem Lande in Sachsen-Anhalt oder im Niederen Fläming. Von Kirche haben sie da nicht viel bemerkt; ein Dorfkirchlein, fast immer geschlossen und auch ohne großen Zulauf am Sonntag.

sich hier in der Regel um Gemeinden im ländlichen Umfeld, um Gemeinden mit geringen Gemeindegliederzahlen und um Gemeinden fast oder ganz ohne Voll- oder Teilzeitbeschäftigte. Dass in solchen Gemeinden vieles anders ist als in unseren (immer noch) großen Gemeinden, versteht sich von selbst. Die finanziellen Möglichkeiten lassen es nicht zu, dass hier Pfarrer und Pfarrerinnen wie in alter Zeit in jedem Kirchdorf sitzen und Kirchenmusiker und Gemeindegewandeten, Jugendwarte und Verwaltungskräfte oder andere Mitarbeiter in der Fläche für jeden Ort angestellt sind. Die Gemeinden vor allem in Sachsen-Anhalt sind zwar „steinreich“, wie der frühere Magdeburger Bischof Axel Noack zu sagen pflegt, d.h. an alten Kirchen, wunderbaren denkmalgeschützten Dorfkirchen, aber können sich nur sehr wenig von dem leisten, was sich die hiesigen in der Stadt und auch auf dem Dorf noch leisten können. Müssen wir sie um dessentwillen bedauern? Ich habe gelernt, dass die östlichen evangelischen Kirchen in der Praxis zu bewundern sind, sind sie doch näher an der Maßgabe des Neuen Testaments ausgerichtet als unsere westlichen Gemeinden. Ich sehe immer wieder, dass in den östlichen evangelischen Gemeinden die Einheit des Leibes Christi im Miteinander und Füreinander der Glieder stärker zu Geltung kommt als in unseren westlichen Gemeinden. Wie fremd gehen wir weitgehend miteinander um, selbst in

den Reihen der „Kerngemeinde“, selbst unter den Teilnehmern am Gottesdienst!

Zuerst bin ich allerdings in den Kirchen des Ostens immer wieder erschrocken, wenn da nur 3, 5, 10, 12 Menschen im Sonntagsgottesdienst sitzen. Aber dann rechne ich mir aus, dass diese wenigen einen viel höheren Prozentsatz der Gemeindegliederzahl darstellen als die Gottesdienstbesucher bei uns im Westen. Der Schein trügt den, der nicht zu rechnen beginnt – sowohl der Schein da drüben, wo nur so wenige zusammen kommen und die Gemeinde fast tot erscheinen lässt, als auch der Schein hier bei uns, der mit einer gut besetzten Kirche eine sehr lebendige Gemeinde suggeriert.

Und sie kommen nicht nur zum Gottesdienst zusammen, sondern auch um für den Kirchenerhalt zu arbeiten. Manch eine alte Kirche wäre längst unbenutzbar geworden oder zusammengebrochen, ohne dass ein Kirchenkreis, eine Landeskirche, ein Denkmalschutz es hätte verhindern können, wenn nicht die Menschen vor Ort selbst die Ärmel hochgekrempelt und Schippe und Hacke, Maurer- und Malergerät ergriffen hätte. Natürlich sucht man nach finanziellen Mitteln aus kirchlichen und öffentlichen Töpfen und fragt auch nach erforderlichen Genehmigungen kirchlicher und öffentlicher Stellen. Aber man kommt eher und schneller mit seinem Vorhaben weiter, weil man finanziell und praktisch selbst zu Werke geht.

Müssen wir sie um dessentwillen bedauern? Ich habe gelernt, dass die östlichen evangelischen Kirchen in der Praxis zu bewundern sind.



Und mit solchem Tun treiben sie absichtslos Mission. Denn wenn eine Kirche mitten im Dorf zur Ruine geworden ist, machen auch Nicht-Gemeindeglieder bei der Wiederaufbauarbeit mit und werden in vielen Fällen danach selbst auch Gottesdienstbesucher Hand angelegt hätten und mit ihrer Kraft und auf ihre Kosten das Gebäude instand gesetzt hätten. „Denn“, so sagen sie, „das ist doch unsere Kirche“. Zuerst war es wohl nur das Missfallen an einem ruinösen Kirchengebäude im Dorfmittelpunkt. Aber es wurde daraus ein neuer Kontakt zu der evangelischen Kirchengemeinde und zu ihrem Leben.

Und wer versieht den Küsterdienst, wer läutet die Glocke, wer putzt die Kirche, wer schmückt den Altar vor dem Gottesdienst? Gemeindeglieder sind es, die das treu und regelmäßig tun. Wer pflegt das Kirchengrundstück, wer mäht den Rasen, wer schneidet die Hecke, wer stutzt die Bäume? Gemeindeglieder tun das und wissen wohl, dass ihnen dafür niemand etwas bezahlt.

Nur für den Orgeldienst gibt es in vielen Fällen niemanden, der das kann. Aber die Gemeinde kann auch ohne Instrumentalbegleitung singen, und sie tut es gern. Die Leitung eines Kirchenchores zum Beispiel von sechs Frauen übernimmt jedoch notfalls, aber erfolgreich eine Frau ohne Notenkenntnisse. Eine Frau ohne Krankenpflegeausbildung ist irgendwo für die Gemeinde im Einsatz, um überforderte Familien bei häuslicher

Krankenpflege zu unterstützen. Das ist Kirchenmusik und Diakonie der einen oder anderen kleinen Gemeinde in der ehemaligen DDR.

Ich muss das alles sehr bewundern und denke, dass doch ein großer Reichtum in den armen Gemeinden steckt. Vor allem aber wird mir, wenn ich das alles sehe, höre, erlebe, neu klar, was jeder unserer Pfarrer, jede unserer Pfarrerrinnen selbstverständlich weiß, ohne es so durchsetzen und erleben zu können: Die Kirche baut sich von „unten“ auf. Das ist eine Einsicht, die in den heutigen landeskirchlichen Strukturen in mancher Beziehung verloren zu gehen droht. Doch wo „unten“ nichts mehr lebendig ist, da mag noch irgendwo ein großes Landeskirchenamt mit hohen Amtsträgern vorhanden sein, die Kirche aber hat aufgehört zu bestehen. Da mögen Kirchenführer noch große Worte sprechen, aber sie können keine toten Gemeinden zu neuem Leben erwecken. Darum ist es m.E. im Osten wie im Westen kontraproduktiv, wenn man den gegenwärtigen finanziellen Schwierigkeiten oder auch personellen Engpässe mit angeblich förderlichen Zusammenlegungen zu begegnen versucht, denn dabei wird das „Unten“ ausgehöhlt – im Westen wie im Osten. Dort habe ich deutlicher als im Westen erfahren, dass es besser ist, wenn ein Pfarrer beispielsweise für 4 kleine selbständige Gemeinden arbeitet, als wenn diese 4 Gemeinden zu einer Gemeinde vereinigt werden, womit es dann auch nur

Zuerst bin ich allerdings in den Kirchen des Ostens immer wieder erschrocken, wenn da nur 3, 5, 10, 12 Menschen im Sonntagsgottesdienst sitzen. Aber dann rechne ich mir aus, dass diese wenigen einen viel höheren Prozentsatz der Gemeindegliederzahl darstellen als die Gottesdienstbesucher bei uns im Westen.

noch einen, größeren Gemeindekirchenrat gibt; und wenn gar für die bisherigen vier kleinen Gemeinden nur noch an einem Ort ein sogenannter Zentralgottesdienst stattfindet, ist leicht die Gottesdienstbesucherzahl nur noch $\frac{1}{4}$ so groß, wie wenn in jeder der vier Kirchen alle vier Wochen ein Gottesdienst durchgeführt wird. Wie der beschriebene Einsatz von Gemeindegliedern für ihre kleine Gemeinde erlahmt, so geht auch der bisherige Einsatz der vier Gemeindekirchenräte in einem größeren Gemeindekirchenrat zugrunde.

Man mag es im Zeitalter der wirtschaftlichen Globalisierung und kirchlichen weltweiten Herausforderungen leicht tadeln, dass evangelische Gemeindeglieder nicht über ihren Kirchturm hinaus schauen, man sollte aber auch verstehen, dass gerade der moderne Mensch eine wärmende Heimat braucht, die er in seiner heimischen Kirche findet, aber nicht in irgendeiner kirchlichen Zentralanlage – umso mehr, als er in einer Umgebung lebt, die in der Mehrheit praktisch atheistisch ist. So wird auch in Ost wie in West kritisch gesehen, dass das „Oben“ das „Unten“ seit langem Stück für Stück zu verschlingen begonnen hat, dass die höheren kirchlichen Ebenen das unten bescheidene blühende Leben ersticken. Ich denke, dass dies umso leichter erfolgt, wenn dieses blühende Leben nicht dauerhaft ist, sozusagen nur eine Saisonblüte. Es ist wichtig, dass es so fest etabliert ist,

dass es dem Vergehen trotzt. Mir scheint, dass gerade das verachtete Kirchturmdenken eine nachhaltige Blüte sein kann, und dass es das Interesse an der weltweiten christlichen Verantwortung gar nicht ausschließt, dass es aber nur mit Protest und Ablehnung kreis- oder landeskirchliche Regulatorien beantwortet, die sich wie Handschellen um seinen Arm legt.

Wir könnten uns in unseren Gemeinden im Westen glücklich preisen, wenn wir so viel selbstständige Verantwortungsübernahme einzelner erlebten. Dabei ist nicht zu übersehen, dass das Interesse an landeskirchlichen Strukturen, Gesetzen und Verlautbarungen im Osten gering ist. Die in der Gemeinde oft hart Mitarbeitenden haben andere Sorgen als die kirchlichen Schreibtischtäter und versprechen sich von deren nicht immer wirklichkeitsnahen Ideen und wohlformulierten Papieren wenig. Sie sind sich dessen bewusst, dass wichtige Entscheidungen und deren Verwirklichung in der eigenen Gemeinde fallen.

Dies ist auch die Meinung und Einstellung der Gemeindekirchenräte mindestens auf dem Land. Das Impulspapier des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, das die Kirche im 21. Jahrhundert beschreiben will, und die Äußerungen vom Wittenberger Zukunftskongress kennen wohl die wenigstens. Das Impulspapier mag sich die Kirche als „Kirche der Freiheit“ wünschen – dem Kirchenvorsteher im Osten ist schon allein

Dort habe ich deutlicher als im Westen erfahren, dass es besser ist, wenn ein Pfarrer beispielsweise für 4 kleine selbständige Gemeinden arbeitet, als wenn diese 4 Gemeinden zu einer Gemeinde vereinigt werden.



der Begriff ein übler Anklang an die Genitivverbindungen in der DDR, die einen Begriff mit ideologischer Füllung versahen („Straße der Freundschaft“ u.ä.). Im Allgemeinen sind dem Kirchenvorsteher wie dem Gemeindeglied diese Verlautbarungen unbekannt. Gewiss, man kann gelegentlich auch in den Medien darüber hören, aber man reagiert mit Gleichgültigkeit darauf. Kirche – das ist gemeinhin irgendwo nahebei das Gebäude, der Gottesdienst, der Pfarrer, Größen, die „die Leute“ im Osten kennen, in der Regel besser als die im Westen, von denen viele nichts von der eigenen Kirche wissen. Was sich da des Näheren tut oder nicht tut, was die Gesamtgemeinde bedeutet, was der Kirchenkreis, die Landeskirche, die Evangelische Kirche in Deutschland, das ist nur Insiderwissen. „Kirche der Freiheit“ – wen berührt das schon positiv, aufmunternd, anregend?

Der Gemeindekirchenrat als Leitungsorgan der Kirchengemeinde im Osten ist vor allem an den Fragen der Praxis vor Ort interessiert. Da die Gemeinden klein sind, bildet seine Mitgliederzahl doch einen weit höheren Prozentsatz der Gemeindeglieder als das in unseren Presbyterien der Fall ist. Und es gehören nur wenige dazu, die sich auf eine Beratung am grünen Tisch beschränken und in irgendeiner Weise sich nicht für ihre Gemeinde praktisch einsetzen. Daraus folgt, dass im Osten das beratende und beschließende

Leitungsgremium bedeutend mehr als bei uns im Westen mit dem Leben der Gemeinde verbunden ist. Das führt freilich mitunter dahin, dass in den Gemeindekirchenräten heftig gestritten wird, kaum um die großen Fragen, um Fragen der Landeskirche oder der Evangelischen Kirche in Deutschland, sondern eher auch um banale Angelegenheiten, um Angelegenheiten vor Ort, etwa über den Schnitt eines Baumes vor der Kirche oder die Wartung der Orgel in der Kirche. Aber das dürfte durchweg nicht negativ zu sehen, sondern zu verstehen sein als positiver Ausdruck für ein unübertreffliches Engagement. Ob der zuständige Bischof etwa in Magdeburg oder in Eisenach oder in Erfurt sitzt, das ist ihnen gleichgültig. Ob aber in der vordersten Kirchenbank nur der Pfarrer oder auch die Tauffamilie sitzen darf, das ist wichtig. Von beidem hängt zwar nicht die Seligkeit ab, aber doch die „Familienordnung“, und irgendwie versteht man sich in den kleinsten Gemeinden als eine große Familie.

Hier möchte ich noch einmal sagen: Wir könnten uns in unseren Gemeinden im Westen glücklich preisen, wenn wir so viel praktische Verantwortungsübernahme im Presbyterium erlebten. Und diese geht verloren, wo man mit Zusammenlegungen das Gemeindeleben zu stärken meint – im Westen wie im Osten. Wir dürfen uns freuen, dass es zur Zeit im Osten noch viele kleine Gemeinden gibt, in denen viel Engagement der

Wir könnten uns in unseren Gemeinden im Westen glücklich preisen, wenn wir so viel selbständige Verantwortungsübernahme Einzelner erlebten.

Wir könnten uns in unseren Gemeinden im Westen glücklich preisen, wenn wir so viel praktische Verantwortungsübernahme im Presbyterium erlebten. Und diese geht verloren, wo man mit Zusammenlegungen das Gemeindeleben zu stärken meint.

Gemeindeglieder vorhanden ist, das bei uns im Westen schon in Verlust geraten ist. Glücklicherweise sind in den östlichen Landeskirchen noch viele ehemals selbständige Gemeinden trotz ökonomisch bedingter Zusammenlegungen recht kleine Gemeinde geblieben, in denen es verantwortungsbewussten Gemeindegliedern gelingt, rund um ihre Kirchtürme selbständiges Gemeindeleben zu erhalten. Jedenfalls leben die Gemeinden weniger in größeren Einheiten als in ihrem kleinen Dorf. Hier wissen sie zwar nichts von „Kirche der Freiheit“, Synodalbeschlüssen, Kirchenleitung usw., aber sie kennen ihre Kirche, ihren Gottesdienst und ihren Pfarrer, auch wenn der für mehrere Gemeinden arbeiten muss und nicht jeden (Sonn-)tag in ihrem Dorf ist. Und sie kommen als Gemeinde zum Gottesdienst zusammen. Hier bekennt sich das ehrlich fromme Gemeindeglied „zu der einen, heiligen, allgemeinen, christlichen Kirche, der Versammlung der Gläubigen, in der das Wort Gottes lauter und gelehrt wird und die Sakramente recht verwaltet werden“, wie es in der Rheinischen KO Grundartikel I heißt.

Die Zusammenlegungen von kleinen Gemeinden lassen sich gewöhnlich kaum mit Gründen der ökonomischen Vernunft rechtfertigen. Im Gegenteil, wo die Selbständigkeit der kleinen Gemeinden erhalten wird, da wird auch ein Maß an beträchtlicher Eigenfinanzierung zu beobachten sein. Selbst Handwerker verzichten mitunter

auf Rechnungsstellung für geleistete Arbeit, was sie nicht täten, wenn der Auftraggeber nicht mit ihnen im Schatten desselben Kirchturmes wohnte und selbst zu denen gehörte, die sich für die Kirche einsetzen.

Unter solchen Umständen kann man, denke ich, gern entschuldigen, dass sie sich von einem Impulspapier oder einem Zukunftskongress wenig oder gar nicht angesprochen fühlen. In unseren westlichen Kirchen mögen die zahlreichen Gemeindeglieder, für die die praktischen Fragen ihrer örtlichen Kirche keine Rolle spielen, höchstens im Vorübergehen die Diskussion um die „Kirche der Freiheit“ wahrnehmen; die Zukunft der Kirche ist ihnen existentiell gleichgültig, mögen auch die Medien unsere Kirchenführer ins Bild setzen. In den östlichen Kirchen werden die zuverlässigsten Gemeindeglieder, die für ihre Kirche viel Zeit und viel Kraft aufwenden, vielleicht noch weniger an den Zukunftsperspektiven der Theologen und Kirchenpolitiker teilnehmen. Sie haben im wahrsten Sinne des Wortes „andere Sorgen“, wenn sie den alten Kirchturm in der Mitte ihres Ortes sehen. Sie kämpfen beispielsweise um seinen Wiederaufbau und das Durchhalten des Gottesdienstes, wenngleich nach dem Tod der Treuesten die Zahl der Gottesdienstbesucher denkbar gering geworden ist. Auf die Rede von der „Freiheit der Kirche“ würden sie antworten: Kann das



noch meine Kirche sein, die doch die Kirche Jesu Christi ist? Werden denn die Leute dorthin strömen, weil wie gerne dieser „Freiheitskirche“ begegnen möchten? In den östlichen Gemeinden brachte ich gelegentlich das Gespräch auf den Wittenberger Zukunftskongress. „Gehören Sie nun zur Kirche der Freiheit?“, fragte ich in mehreren Gesprächen einen ostdeutschen Gemeindekirchenrat. Der antwortet: „Kirche der Freiheit kenne ich nicht. Was ist das denn für eine Gruppierung, vielleicht eine neue Bedrohung unserer evangelischen Kirche?“ – „Nicht eine Bedrohung, sondern ein Auftrag.“ – „Ach, wissen Sie, was ich kenne, das ist die Freiheit der Kirche. Die wissen wir hier im Osten zu schätzen, nachdem sie uns jahrzehntlang nicht ohne Einschränkung gegeben war.“³

Und mir fällt Luthers Denkschrift von 1520 ein: „Von der Freiheit eines Christenmenschen“, und nicht etwa: Von den Christen der Freiheit. Luther protestierte gegen den Machtanspruch des Papstes, der kirchenpolitisch und ekklesiologisch für Rom eine Kirche der Freiheit durchsetzen wollte. Die evangelischen Christen im Osten, die noch traumatisiert sind vom Machtanspruch des Kommunismus, wollen keine Kirche sein, die mit Anspruchshaltung einen Machtanspruch im 21. Jahrhundert durchsetzen versucht. Aber sie möchten eine Kirche sein, in der die Freiheit eines Christenmenschen gilt, auch und gerade in der Kirche, „ein

freier Herr über alle Dinge und niemand untertan“ und „ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“ (Luther in der genannten Schrift). Freilich ist das „Impulspapier des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland“ ein Produkt von Brüdern und Schwestern aus dem Osten wie aus dem Westen. Aber die Christen im Osten, so scheint mir, können sich diesbezüglich nicht leicht mit ihnen identifizieren auf Grund ihrer Geschichte und ihrer Gegenwart.

Axel Bluhm

Ein zweites Jahrhundert der Kirche

I.

Wir schreiben das Jahr 1926. Die Dinge laufen nicht gut. Die Lage ist trostlos, die Aussichten düster. Die evangelische Kirche ist arm an inneren wie an äußeren Kräften (199). Durch die Inflation hat sie sie schätzungsweise 600 Millionen Reichsmark eingebüßt (201). Das kirchliche Leben ist kaum noch zu finanzieren, was aber auch das Ergebnis einer langen Entwicklung ist. "In den norddeutschen Kleinstädten finden sich überall Pfarrstellen, die seit hundert Jahren nicht mehr besetzt worden sind. Und in den emporschießenden Großstädten hat die Vermehrung von Pfarrstellen nicht von ferne Schritt halten können mit dem Wachstum der Bevölkerung" (199). Während der preußische Staat das Volksschulwesen unablässig fortschrei-

„Kirche der Freiheit kenne ich nicht. Was ich kenne, das ist die Freiheit der Kirche. Die wissen wir hier im Osten zu schätzen.“

„In den norddeutschen Kleinstädten finden sich überall Pfarrstellen, die seit hundert Jahren nicht mehr besetzt worden sind. Und in den emporschießenden Großstädten hat die Vermehrung von Pfarrstellen nicht von ferne Schritt halten können mir dem Wachstum der Bevölkerung.“

tend verbessert hat (199f.), hat er "auf dem Gebiet des kirchlichen Lebens" "die innere Verpflichtung nicht empfunden, in gleicher Weise die Verhältnisse zu meistern... Preußen hat 9000 Geistliche, aber es hat 120.000 Volksschullehrer! Bildung ist not. Kultur ist not. Religion aber ist Privatsache..." (200). Die Bedeutung der Kirche für das Kulturleben ist verschwindend gering. Nur noch gut 2000 Studierende der evangelischen Theologie finden sich an deutschen Universitäten – im Vergleich dazu zählen die Fakultäten der Rechts- und Staatswissenschaften fast 26.000 Studierende und die philosophischen fast 28.000 (200). Weite Teile der Bevölkerung, insbesondere der Arbeiterschaft, aber auch der gebildeten Welt sind für die evangelische Kirche verloren (198 u. ö.). Die Stimmung ist alles andere als kirchenfreundlich. Die Emanzipation von kirchlicher Autorität ist weit fortgeschritten.

Man könnte jetzt Klagelieder anstimmen, oder sich lethargisch resignierend den Umständen ergeben. Man könnte flammende Reden

halten, jetzt endlich etwas zu tun oder sich in Schuldzuweisungen ergehen. Man könnte ausgefeilte Reformprogramme zu Papier bringen und diskutieren oder die Lage einfach der der Fürsorge Gottes anvertrauen und abwarten. Man könnte aber auch etwas ganz anderes tun.

Man könnte eine Vision entwickeln. Zum Beispiel die Vision eines "Jahrhunderts der Kirche". Bevor man sich vom zeitgenössischen Spott über das "violette Jahrhundert der Kirche" (Karl Barth) abhalten lässt, lohnt es sich, auf die Faszination dieser Vision von Otto Dibelius einzulassen. Es ist ja das Kennzeichen einer Vision, dass sie fasziniert. Visionen sind Bilder, von denen eine Kraft, eine Dynamik ausgeht. Sie sind in der Lage, anzustecken, zu begeistern und in Bewegung zu setzen. Auch diese Vision eines anbrechenden Jahrhunderts der Kirche hat durchaus Faszination, der man sich erst einmal kaum entziehen kann, wenn man sich auf sie einlässt.

Visionen sind aber nicht einfach nur hübsche Geschichten, ausgedacht und phantasiert, die aber sonst nichts mit der Wirklichkeit zu tun haben. Visionen haben Anhaltspunkte in der Realität. Visionen machen sichtbar was sich – angeblich oder tatsächlich – im Verborgenen regt. Sie verstärken die Dynamik und heben sie ins Bewusstsein.

So ist es auch mit Otto Dibelius' Vision vom "Jahrhundert der

¹ Näheres in meinem Buch: Axel Bluhm, Der Christ und die Kirche – eine widersinnige Geschichte ohne Hoffnung? Shaker Verlag Aachen 2005

² Eine Gemeinschaft von Ruhestandspfarrern vornehmlich aus dem Westen, die den „Zehnten“ in Gestalt von Zeit geben, um Pfarrvertretungen in den Landeskirchen der ehemaligen DDR zu leisten.

³ Die hier skizzierte Wechselrede entspricht dem Duktus mehrerer Gespräche, deren letzte ich im vergangenen Jahr in Stavenhagen / Mecklenburg führte.



Kirche". Sie ist keine Illusion, kein Wunschtraum. Dibelius beschreibt, was er *sieht* oder zu sehen meint.

Da ist die eine große Sehnsucht – eine Sehnsucht, die einer tiefen Not entspringt. Eine Kultur, "die sich noch in dem glücklichen Stadium der gebundenen Persönlichkeit befindet" (121), liegt in weiter Ferne. An die Stelle ist der Individualismus getreten, die den Menschen vereinzelt. Zugleich wird er zu einem Teil einer "Schicksalsgemeinschaft", der er sich nicht entziehen kann. "In allen Lebensverhältnissen wirkt das Neue sich aus. Und überall heißt die Losung: Schicksalsgemeinschaft! Was der Einzelne auch treibe, ob er im Studierzimmer sich eine geistige Welt aufbaut oder ob er den Pflug in die spröde Furche drückt, ob er an seinem Stehpult Zahlen in aufgeschlagene Bücher schreibt oder ob er am Reißbrett Maschinen zeichnet, immer ist er gebunden an das Leben um ihn her..." (124) "Diese Schicksalsgemeinschaft... aber ist in der Gegenwart in Not, eine furchtbare Not... Das Ursprüngliche im Menschen ist tot. Eine grenzenlose Entseelung des Lebens ist eingetreten." (124) "Das aber erträgt die Menschheit nicht auf Dauer. Die Seele des Menschen will eine Heimat haben" (139) "Die Kirchen sind sich ihrer neuen Aufgaben bewusster geworden. Sie gehen an diese Aufgaben mit gesammelter Kraft. Und – sie finden die Bahn frei und ihre Zeit erfüllt! Die Sehnsucht der

Menschen kommt ihnen entgegen." (141)

Da ist die Heilige Schrift, in der sich diese Lage widerspiegelt: "Schicksalsgemeinschaft, entseelende Schicksalsgemeinschaft rings um her. Und der Ruf Jesu unerbittlich in unserm Ohr! Ihn jammerte des Volkes! Die Ernte ist so groß! Arbeiter, Arbeiter in die Ernte!" (127; vgl. Mt 9,35ff.). Wie die Visionen der Propheten aus der Tradition schöpfen, so nährt sich diese Vision auch aus der Heiligen Schrift.

Da sind die großen Umwälzungen und Umbrüche, die diese Jahre geprägt haben. Wenn alles in Bewegung gerät, kann die Kirche davon nicht unberührt bleiben. "Eine religiöse Hochspannung bemächtigt sich der Welt (137)... Noch dauert die Stunde der nationalen Leidenschaften an. Aber schon holt Gottes Uhr zu neuem Schlage aus. Wieder will etwas Neues heraufziehen. Ein neues Zeitalter. Eine neue Lebensanschauung. Ein Jahrhundert der Kirche ist im Anbrechen." (138f.). Das "nationale Zeitalter", die "nationale Bewegung" (139) sind die Zeichen solcher Umwälzungen. Dabei kann es nicht bleiben. Denn "eine Seele hat sie nicht gegeben. Sie hat die Seele zerstört... Sie führt die trübe Flut des modernen Materialismus mit sich... Die innerlichen Werte des Menschenlebens fielen ihr zum Opfer... Die Heimat, die sie in einem materialistisch gewordenen nationalen

Visionen sind aber nicht einfach nur hübsche Geschichten, ausgedacht und phantasiert, die aber sonst nicht mit der Wirklichkeit zu tun haben. Visionen haben Anhaltspunkte in der Realität.

Leben nicht mehr findet, sucht sie – in der Kirche!" (139)

Hier bricht etwas Neues an – aber das Neue macht noch nicht satt. Darum sind diese Umwälzungen die Stunde der Kirche. Sie wird gebraucht. "An der Größe der Aufgaben wachsen die Kirchen empor. Ihr Einfluss auf Staat und Wirtschaft und Politik, auf das geistige und schließlich auch auf das materielle Leben der Völker wird größer von Jahr zu Jahr. Das ist das Jahrhundert der Kirche... Die junge evangelische Kirche Deutschlands wird emporgetragen von einer Welle der Kirche, die spürbar ist auf den ganzen Welt."

Und da ist noch ein Ereignis, dass diese Vision nährt, nämlich die Tatsache, dass die evangelische Kirche wieder tatsächlich Kirche ist. Sie war ja seit Luthers Tagen nicht wirklich Kirche. (29) Sie war nicht mehr als ein "Departement der staatlichen Verwaltung". (87) "Die deutsche Reichsverfassung von 1919 hat das protestantische Kirchenwesen aller Länder tief innerlich berührt. Wir hatten eben keine Kirche im vollen Sinne des Wortes. Jetzt haben wir sie!" (97)

Alle diese Zeichen der Zeit – die Not der "Schicksalsgemeinschaft" und die daraus entspringende Sehnsucht der Menschen, die Heilige Schrift, die sich als Spiegel der Gegenwart zeigt, die Umwälzungen der Zeit, die "Welle der Kirche", die als Befreiung der Kirche verstandene Trennung vom Staat in der Weimarer Verfassung – alle diese Zeichen der Zeit wollen

gedeutet, das heißt: zu einem in sich schlüssigen Bild zusammengefügt werden. Und hier zeigt sich, dass Dibelius weit darüber hinaus geht, die Zeichen der Zeit lediglich zu deuten und das Verborgene sichtbar zu machen. Dibelius nutzt seine tiefen Einsichten in die Geschichte und in die gegenwärtige Lage, die ihm zweifellos zu eigen sind, um ganz klar die Richtung anzugeben, wo es lang gehen soll. Es ist ein Unterschied, wer die Zeichen der Zeit deutet – der Generalsuperintendent der Kurmark oder irgend ein Kirchenmitglied. Aus der Sicht einer die Kirche führenden Persönlichkeit müssen sich die Dinge anders darstellen als für die Mitglieder der Kirchengemeinden. Dibelius deutet nicht nur – er nutzt seine Deutung, um die Dinge in Richtung seiner Vision zu lenken. Sie wird sich nicht von selbst erfüllen. Sie muss vorangetrieben werden, wenn sie Wirklichkeit werden soll.

Nicht um die "Verkirchlichung" der Kultur soll es gehen, wohl aber um ihre "Durchchristlichung" (130f.) "Die Kirche legt die Hand auf den ganzen Reichtum geistigen Lebens: Du bist mein! Gott gibt seine Gaben, damit sie sich entfalten, geheiligt durch seinen Geist. Als Werkzeug solcher Heiligung soll die Kirche wirken. Und kein Gebiet menschlichen Geisteslebens soll ihr fremd sein." (131) Das "königliche Amt" der Kirche ist es, "der einzelnen Seele das Heil zu bringen", (224) aber dabei kann es nicht bleiben. "Diese Seele des

„Wieder will etwas Neues heraufziehen. Ein neues Zeitalter. Eine neue Lebensanschauung. Ein Jahrhundert der Kirche ist im Anbrechen.“



Einzelnen lebt nicht im luftleeren Raum. Das Leben um sie her wirkt auf sie ein... täglich und stündlich auf das Innerste, es kann die Gemeinschaft mit Gott fördern, aber es kann sie auch bis an die Grenze des Unmöglichen erschweren." (224) "Den Einzelnen gewinnen – gewiss", aber "Jesus will mehr als fromme Gemeinschaft. Noch einmal: ihn jammerte des Volkes! Das Volk – das ist die Aufgabe!" (129) Der Einzelne ist ja ein Teil der von "Entseelung" bedrohten oder betroffenen Schicksalsgemeinschaft, darum muss es der Kirche um sie als ganze gehen, damit die Menschen wieder Heimat finden. "Die Kirche muss ihrer Aufgabe gerecht werden, eine Lebensform der evangelischen Christen deutscher Art zu sein." (226) "Wahrhaftig, es ist höchste Zeit, dass jemand mit starker Hand das Steuer ergreift, dass er an die neugewordenen Verhältnisse den Maßstab einer absoluten Sittlichkeit anlegt und den Menschen wieder zum Bewusstsein bringt, was gut und böse ist. Wer soll dies neue, sittliche Urteil bilden? Wer kann es tun – wenn es nicht die Kirche tut... Wo nicht sittlicher Aufbau ist, da ist Zerstörung des sittlichen Leben". Dibelius warnt davor, dass es wieder zu irgendeiner Form der Verknüpfung von Staat und Kirche kommt. Das kann die neu gewonnene Freiheit der Kirche nur zerstören. Aber er möchte Kultur und Sittlichkeit mit dem Christentum tief durchdringen – bis hin zur Wiederherstellung der "Sonntags-

sitte" und der Andacht, in der das fromme Lied, das fromme Bild und der biblische Spruch an der Wand daheim ihren Platz hat. (227) Mit Hilfe einer freien und selbstbewussten evangelischen Kirche die Durchchristlichung von Kultur, Sitte und Gesellschaft zu bewirken – das ist die große Vision des kurmärkischen Generalsuperintendenten. Nicht die Seele, nicht der Einzelne, nicht die kleine Gemeinschaft, sondern die Gesellschaft als Ganze stehen im Brennpunkt.

Nicht nur die Gewinnung des Einzelnen, nicht nur die fromme Gemeinschaft, sondern die Durchchristlichung von Kultur, Sitte und Gesellschaft – das kann nur geschehen, wenn die Kirche nachhaltig und in ganzer Breite Einfluss auf sie nimmt. Und das wiederum kann nur gelingen, wenn die Kirche geschlossen und einheitlich auftritt, straff geführt, zentral gesteuert und mit unangefochtener Autorität. Eine Kirche, die in sich nicht einig ist, in der viele Vorstellungen und Autoritäten miteinander konkurrieren, in der es viele Initiativen von unten kommen, aber nicht die eine Initiative von oben, wird das nie erreichen. Mit anderen Worten: Die Durchchristlichung von Kultur, Sitte und Gesellschaft setzt die Klerikalisierung der Kirche voraus. "Die Kirche braucht ein Amt, das mit einer Autorität, die sich von Gott her schreibt, das Heilige verwaltet, ein Amt, das von der Kirche kraft ihrer überlieferten Maßstäbe kontrolliert wird, das aber auch seinerseits das Leben der

Es ist ein Unterschied, wer die Zeichen der Zeit deutet – der Generalsuperintendent der Kurmark oder irgend ein Kirchenmitglied.

Kirche kontrolliert und leitet... ein Amt, das recht eigentlich um der Kirche willen da ist, das die Tradition der Kirche und ihre Einheit wahrt. Kirche kann nicht sein ohne das bischöfliche Amt." Es "ist das Amt der Kirche, das ganz in sich selbst ruht, das grundsätzlich keinem Einfluss von außen unterworfen sein soll, das kraft seiner religiösen Autorität die Güter und Gaben, die der Kirche anvertraut sind, rein und unverletzt zu erhalten hat." (93) "Wo die Kirche ist, da ist das Bischofsamt". (96)

Eine bischöfliche Kirche aber kann nur funktionieren, wenn alle, die ihr angehören, sich der unangezweifelten Autorität des Bischofs unterordnen. Der Hirte kann nur vorangehen, wenn die Herde ihm willig folgt. Schert nur ein Mitglied der Herde ist, ist der weitere Weg blockiert, denn jetzt muss sich der Hirte um ihren Zusammenhalt sorgen. Eigeninitiative, Selbstverantwortung und die Freiheit eines Christenmenschen, selber Kirche zu sein, sind dann zweitrangig. Alles kommt darauf an, dass sich die ganze Kirche willig und geschlossen hinter ihre Leitung sammelt. Sonst kann das große Werk der Durchchristlichung nicht gelingen und das Jahrhundert der Kirche ist in weiter Ferne.

II.

Achtzig Jahre später. Wir schreiben das Jahr 2006. Die Dinge laufen nicht gut. "Demographische Umbrüche, finanzielle Einbußen, die

Spätfolgen zurückliegender Austrittswellen, hohe Arbeitslosigkeit, globalisierter Wettbewerb... nötigen zu einem Wandel, der sehr viel Kraft und Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt... Bei der Fortführung des bisherigen Handelns und Wirkens treibt die Kirche auf eine Situation zu, in der das hochexplosive Gemisch aus Versorgungskosten, Teuerungsrate und schrumpfenden Einnahmen zur faktischen Gestaltungsunfähigkeit zu."(7)

Auch hier könnte man Klagelieder anstimmen, sich lethargisch resignierend den Umständen ergeben, flammende Reden halten, jetzt endlich etwas zu tun oder sich in Schuldzuweisungen ergehen. Auch hier könnte man ausgefeilte Reformprogramme zu Papier bringen und diskutieren oder die Lage einfach der der Fürsorge Gottes anvertrauen und abwarten.

Und auch hier könnte man eine Vision entwickeln. Was damals die Vision vom Jahrhundert der Kirche war, ist in der "Kirche der Freiheit" die Vision vom Mentalitätswandel. Der soll nicht zur Disposition stehen. Versagt die Kirche sich ihm, "so verweigert sie sich den entscheidenden Herausforderungen der Gegenwart und verpasst zugleich wichtige Zukunftschancen." (20) Nur mit Hilfe eines Mentalitätswandels lässt sich die glitzernde evangelische Traumwelt, wie sie die zwölf "Leuchttfeuer" für das Jahr 2030 vorsehen, verwirklichen.

Eine bischöfliche Kirche aber kann nur funktionieren, wenn alle, die ihr angehören, sich der unangezweifelten Autorität des Bischofs unterordnen. Der Hirte kann nur vorangehen, wenn die Herde ihm willig folgt.



Dabei geht es auch in der "Kirche der Freiheit" um das, was bei Dibelius die "Durchchristlichung der Gesellschaft ist. Das ist etwa das Thema des siebten, des Bildungs-Leuchtfeuers. Bildung in der Kirche zielt auf geistliche Beheimatung. "Zur geistlichen Beheimatung verhilft der Protestantismus, wenn Menschen durch geeignete Bildungsprozesse mit den elementaren Wissensbeständen der evangelischen Frömmigkeit vertraut gemacht werden." (79) – wie gesagt, mit "elementaren Wissensbeständen", nicht etwa mit einer *Praxis* evangelischer Frömmigkeit. Im Weiteren geht es um die "Kenntnis biblischer Grundtexte und zentraler Glaubensaussagen", nicht etwa darum, wie man tatsächlich glaubt, um die "Begegnung mit wichtigen Gebeten und geistlichen Liedern", nicht etwa um die Einübung ins Beten. Man möchte katechismusartiges Wissen über Gottesdienst und Gebet, über Glaubensbekenntnis und Gebote", also das "jedem evangelischen Christen zu Gebote stehen" sollte, vermitteln. (79) Ansonsten wird ihnen die Kenntnis der zwölf wichtigsten biblischen Geschichten, der zwölf wichtigsten Lieder und der zwölf wichtigsten Gebete, über die sich irgend ein Gremium vorher verständigt hat, nahegelegt. Das *Wissen* reicht da schon – eine mündige und kritische Aneignung oder Auseinandersetzung oder die Einübung in evangelische Praxis ist dann nicht mehr unbedingt zu einer "geistlichen Beheimatung" erfor-

derlich. Die "Sonntagspflicht", die "Andacht", das "fromme Lied", das "fromme Bild", der "biblische Spruch an der Wand", die bei Dibelius Kennzeichen einer durchchristlichten Kultur sind, werden an Oberflächlichkeit durch das siebte Leuchtfeuer mit Leichtigkeit überboten. Von Mündigkeit, Selbständigkeit, Verantwortungsbereitschaft der Gemeindeglieder ist überhaupt nicht mehr die Rede; dass sie "Subjekt der eigenen Lebensgeschichte werden" sollen, wird ihnen gerade noch zustanden. Von den Ehrenamtlichen ist bezeichnenderweise nur da die Rede, wo es um die "Dehnung des parochialen Netzes" geht. (68, fünftes Leuchtfeuer) Ehrenamtliche haben erst da ihre Funktion, wo die Hauptamtlichen fehlen, die Präsenz der Pfarrerinnen und Pfarrer erübrigt sie eigentlich. Diese sind es, die die Ehrenamtlichen als "einen Kreis von ehrenamtlich Beauftragten" um sich sammeln, er steht im Zentrum eines Netzes von Ehrenamtlichen. Erst in einer solchen engen Beziehung zu Pfarrer oder Pfarrerin haben die Ehrenamtlichen ihre Funktion. Bezeichnend ist ebenso, dass möglichst viele von ihnen als Prädikanten und Lektoren in die klerikale Hierarchie eingegliedert werden sollen, so dass etwa auf einen Pfarrer bzw. eine Pfarrerin eine Prädikantin und ein Lektor kommt.

Um aber eine solche Durchchristlichung wie auch die Ziele der anderen Leuchtfeuer zu erreichen,

Was damals die Vision vom Jahrhundert der Kirche war, ist in der „Kirche der Freiheit“ die Vision vom Mentalitätswandel.

Genau wie bei Dibelius besteht der Mentalitätswandel in der Anerkennung eines dramatischen Zentralismus in der Kirche.

ist jener Mentalitätswandel nötig. Genau wie bei Dibelius (in dessen Vision vom Jahrhundert der Kirche es ja auch um so etwas wie einen Mentalitätswandel geht) besteht er in der Anerkennung eines dramatischen Zentralismus in der Kirche. Die Dinge wenden sich nur zum Besseren, wenn sie von oben gesteuert werden. In den Landeskirchen werden Profile und Prioritäten festgelegt, die Kirchenkreise und Dekanate werden zu Planungsebenen (38), den Gemeinden bleibt dann nur noch die Umsetzung. Auch welche Themen die Gemeinden beschäftigen sollen, wird von oben gesteuert: "Künftig sollte die evangelische Kirche bestimmte, der evangelischen Kirche angemessenen Themen bewusst von sich aus setzen und deren Behandlung bewusst steuern. Die Infrastruktur der kirchlichen Presse- und Medienarbeit hat die Aufgabe, solche Themen und Kommunikationsstrategien schnell und kostengünstig für den Gesamtbereich der evangelischen Kirche zu kommunizieren. Dies ist einer der wichtigen Wege, um das, wofür die evangelische Kirche steht, öffentlich zu kommunizieren." (87)

Die früher einmal hochgeschätzte Mündigkeit der Gemeinde wird nun als "ungutes Kirchturmdenken" verunglimpft und muss einer "gesamtkirchlichen Verantwortung" weichen. Von "überzogenen Autonomievorstellungen im Pfarramt" ist die Rede, und das Papier scheut sich auch nicht, die Gemeinten "Bezirkspapst" und

"sein eigener Bischof" zu nennen. Unumwunden gibt das Papier zu, dass ohne eine solche dramatische Bevormundung von Pfarrerinnen und Pfarrern, von Gemeinden und Gemeindegliedern der angestrebte Mentalitätswandel nicht zur verwirklichen ist: "Die beschriebenen Verschiebungen sind mit großen Reibungsverlusten verbunden; sie stoßen bisweilen gerade bei kirchlich Engagierten auf Widerstand. Denn sie werden als Verlust an Möglichkeiten zur Mitgestaltung und als unerwünschte Zentralisierung wahrgenommen. Tatsächlich werden bisherige Zuständigkeiten von Leitungsgremien wie gewohnte Arbeitsfelder beruflicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Frage gestellt. Die dadurch ausgelösten Empfindungen sind verständlich. Dennoch ist die mit solchen Verschiebungen verbundene Konzentration der Kräfte wie die von ihnen erhoffte Profilierung der Inhalte richtig. Solche Entwicklungen werden unterstützt, wenn auch die Evangelische Kirche in Deutschland sich an dieser Diskussion beteiligt und dadurch die perspektivische Arbeit in den Landeskirchen fördert und unterstützt."

III.

Das "Jahrhundert der Kirche" von 1926 und die "Kirche der Freiheit" von 2006: Zwei Beispiele für einen grandiosen Irrweg, die erstaunliche Parallelen erkennen lassen. Beide Visionen sind in kritischen Situationen entstanden, in denen sich die evangelische Kirche vor



dringenden nötigen Änderungen sah. Beide Visionen träumen von einer Re-Christianisierung der Gesellschaft und sind vom Versuch gekennzeichnet, durch dramatische Zentralisierung der Strukturen darauf Einfluss zu nehmen, im Falle von Dibelius durch ein autoritäres Bischofsamt, im Falle von "Kirche der Freiheit" durch nicht minder autoritäre Leitungsstrukturen von oben nach unten. Dass "Kirche der Freiheit" übrigens noch immer die Leitideologie der Kirchenleitungen darstellt, hat der rheinische Präses noch vor kurzem bestätigt.

Wenn sich das Scheitern von "Kirche der Freiheit" erwiesen hat – eine Weile wird es bis dahin wohl noch dauern – dann wird vielleicht Zeit reif sein zu fragen, ob die Kirche und ihre führenden Persönlichkeiten nicht in genau die falsche Richtung geschaut haben. Statt die Christinnen und Christen, die Gemeinden, die Pfarrerrinnen und Pfarrer zu bevormunden und sie hinter die Kirchenleitungen aufstellen zu lassen wäre es dann an der Zeit, ihnen Initiative, Verantwortung, Selbständigkeit zuzutrauen und zuzumuten, sie dazu zu befähigen und auszubilden. Statt sie unter die Autorität der Kirchenleitung zu nötigen wäre es dann an der Zeit, ihnen zu sagen: Ihr selbst könnt Kirche sein – also seid es auch! Statt dass Pfarrerrinnen und Pfarrer die Ehrenamtlichen, gewissermaßen als Verlängerung des Pfarramtes, um sich zu sammeln, wäre es dann an der Zeit,

sie zu eigener Initiative zu ermutigen, zu befähigen und dabei zu begleiten. Schon in der Weimarer Zeit gab es gewichtige Strömungen im Protestantismus, die in diese Richtung dachten. Es gab die "freien Protestanten" und den "Hohenrodter Bund". Es gab Eugen Rosenstock und Oskar Hammelsbeck. Und dann gab es Dietrich Bonhoeffer mit seiner Wertschätzung des mündig gewordenen Zeitgenossen. Aber all das konnte beim Neuaufbau der Evangelischen Kirche nach dem Krieg in Deutschland in den Auseinandersetzungen zwischen Restauration und Offenbarungspositivismus noch nicht wirklich gedeihen. Erst in den 1960er Jahren hat Ernst Lange mit seiner Ladenkirche und später mit seiner "Sprachschule der Freiheit" die Tür in diese Richtung wieder kräftig aufgestoßen. Unter dem Einfluss von "Kirche der Freiheit" droht sie wieder zuzufallen.

Zukunft wird unsere Kirche nur haben, wenn wir auf jegliche Bevormundung unserer Gemeindeglieder konsequent verzichten, wenn wir ihnen zutrauen und zumuten, sie dazu befähigen und ausbilden, dass sie aus eigener Initiative und in eigener Verantwortung selber Kirche sein können. Statt Millionen in irgendwelche Kompetenzzentren oder Reformationsjubiläen zu stecken, wäre es jetzt an der Zeit, kräftig in eine kirchliche Elementarbildung für Erwachsene zu investieren, um diese in die Lage zu versetzen,

Von „überzogenen Autonomievorstellungen im Pfarramt“ ist die Rede, und das Papier scheut sich auch nicht, die Gemeinden „Bezirkspapst“ und „sein eigener Bischof“ zu nennen.

mündige Zeitgenossen zu sein, selbständig Kirche zu sein und Verantwortung für Glauben, Zeugnis und Dienst zu übernehmen. Dann würden sich in unserer Kirche wahre Schätze auftun.

Stephan Sticherling

Von einem, der auszog... – um frei zu sein!

In den Jahren 2006 und 2007 standen Veränderungen in meinem Leben an; nicht allein angenehme, aber doch notwendige: zwei Trennungen. Eine davon galt meinem Beschäftigungsauftrag im Martineum in Essen-Steele, einer Alteinrichtung, in der es mir ausnehmend gut gefallen hatte: Noch einige Monate, dann wäre aus diesem Arbeitsverhältnis auf Zeit Beschäftigungslosigkeit entstanden. Diese wäre dann durch Testsimulation mittels geeigneter Rollenspiele hinsichtlich meiner Unzulänglichkeit, den Pfarrdienst auszuüben, untermauert worden – aber ich wollte die Liebenswürdigkeit des LKA doch nicht auf die Spitze treiben, reichte es mir doch, einstweilen vom Dienst in der EKiR freigestellt zu sein. Mir war sehr daran gelegen, durch die Tat nachzuweisen, was ich zu leisten imstande war. Also nahm ich noch während des Beschäftigungsauftrags Kontakt zu lutherischen Kirchen in den USA, Kanada und in Schweden auf; ich hatte im WS 87/88 in Uppsala studiert und konnte noch passabel Schwedisch.

Das wurde mir auch von dem Anwerbungsbeauftragten des Bistums (Stifts) Luleå bestätigt, der – neben vielen anderen, die ausweichend geantwortet hatten – am meisten Interesse für meinen Lebenslauf aufbrachte. Es wurde ein Treffen mit dem Bischof von Luleå in Uppsala vereinbart, bei dem beiderseitige Sympathie aufkam und mir auch ein Dienst in Aussicht gestellt wurde – in Lappland. Vier Monate später sass ich im Flieger nach Luleå (weil die Zugverbindung infolge Schneetreibens ausgefallen war) und stellte mich in einer Gemeinde vor. In den letzten Tagen in Deutschland hielt ich den Namen dieser Gemeinde wohlweislich geheim, damit nicht irgendjemand Wohlbestalltes in wohlmeinender Absicht dort anrufen könnte... Sie werden mich schon verstehen, liebe Leser!

Im Juni 2007 wanderten meine Freundin und ich dann aus, wobei wir fast zwei Drittel unseres Umzugsguts verloren – wir waren einem mittlerweile rechtskräftig verurteilten Betrüger aufgesessen, der sich als Fuhrunternehmer ausgab, aber keinen Auftrag auszuführen beabsichtigte. Im Dom zu Luleå erneuerte ich mein Ordinationsgelübde auf der Grundlage des Burgåabkommens, das aber meines Wissens für die EKD gar nicht gilt (es gilt ein anderes Abkommen zwischen der Schwedischen Kirche und der EKD, das aber längst vergessen ist). Wie dem auch sei, ich war für einen Probendienst in

Möbel hatten wir im Anfang keine, das Auto musste für Schweden zugelassen und umgerüstet werden – das war mitunter unmöglich.



einer Kleinstadt in der Provinz Västerbotten angenommen. Dieser sollte – in Anbetracht meiner Berufserfahrung – nach sechs Monaten in ein dauerhaftes Beschäftigungsverhältnis übergehen. Es kam ganz anders. Das Leben liess sich sehr prekär an; von 1700 Euro (Vikarsgehalt; ich war Pastorsadjunkt) zu leben und Unterhalt zu zahlen – Möbel hatten wir im Anfang keine, das Auto musste für Schweden zugelassen und umgerüstet werden – das war mitunter unmöglich; nach zwei Wochen war Ebbe in der Haushaltskasse und uns wurden von Freunden und Bekannten Lebensmittel geschenkt. Im Dienst musste ich wieder zu 100% alles aufschreiben; meine Rhetorik war mir der deutschen Satzkonstruktionen wegen eher hinderlich. Nach einem halben Jahr wurde mir die Übernahme in den dauerhaften Dienst mit der Begründung verwehrt, mein Schwedisch sei zu schlecht und meine Kenntnisse in der Liturgie zu dürftig. Das brachte der "Kirchenhirt", der leitende Pfarrer des Pastorats vor.

Mir wurde zur Vervollkommnung ein pensionierter Lehrer zugeteilt und ein Amtsbruder, der 90 Kilometer weiter seinen Dienst im Ruhestand ausübte. Beide wurden meine Freunde, zu denen ich immer noch Kontakt halte. Langsam kam ich dahinter – durch Hinweise anderer Mitarbeiter und ehemaliger "Komminister", also Mitpfarrer – dass in V... gar kein weiterer Pfarrer auf Dauer beschäftigt werden sollte. Den anderen war vor

Beendigung der Probezeit abgesagt worden; derjenige, der geblieben war, wurde auf einem Bruttogehalt von 24000 SEK "eingefroren" und bei Versuchen, sich andernorts zu bewerben, schlechtgemacht. Auch ich sollte meine Mängel zugeben, wobei mir ebenso deutlich gemacht wurde, dass ich andernorts keine Chancen mehr hätte, aber dennoch nicht mit einer Festanstellung rechnen könnte. Summa, das bedeutete, dass ich höchstensfalls mit einem sehr kleinen Gehalt geduldet wäre – in Schweden wird dies bei der Einstellung ausgehandelt und liegt 30 bis 50% unter dem deutschen Gehalt); stellte ich aber Ansprüche, so würde man mich fallenlassen.

Überdeutlich wurde dies, als auf meine Bewerbung in V... hin ich per Zuruf ins Dienstzimmer am Freitag zum Vorstellungsgespräch am Montag geladen wurde, nach elf Monaten Dienst wohlgemerkt. Auf soviel Mangel an Respekt hin zog ich meine Bewerbung zurück. Hätte ich mich darauf verlassen, wäre ich wohl ab Juni arbeitslos gewesen, ohne in die schwedische Arbeitslosenversicherung gezahlt zu haben. Als ich ab Mitte 2008 einen anderen Dienst gefunden hatte (nach sieben Bewerbungen, von denen vier erfolgreich waren), löste der Name meines vorherigen Vorgesetzten beim ersten Pfarrkonvent schon Aha-Rufe und richtige Assoziationen aus; er war auch hier im Westen bekannt (= der macht das mit jedem so). Man sieht also, nirgends erwartet einen das

Man sieht also, nirgends erwartet einen das Paradies, lediglich die Absurditäten wechseln.

Paradies, lediglich die Absurditäten wechseln.

Hinzu kam, dass die Distrikts-pfarrerin und nächsthöhere Vorgesetzte vor Ort sich so sehr auf eine Theologiestudentin freute, die irgendwann in Zukunft Dienst tun würde, dass sie dieser einen Grossteil der Gottesdienste und andere Aufgaben übertrug. Also heirateten meine Freundin und ich noch schnell im Beisein einer grossen Zahl Freunde aus dem Kreis von Asylsuchenden, Freikirchlern, Linken und kirchlichen Oppositionellen, und suchten dann das Weite. Das war das Pastorat Skölvane in der Grossgemeinde Herrljunga, ein 50 Zugminuten von Göteborg gelegener Eisenbahnknotenpunkt mit vielen Apfelbäumen und einem lieblicheren Klima, vor allem niedrigeren Lebensmittelpreisen. Hier hatte ich noch ein halbes Jahr Probezeit zu überstehen, liess mich aber vom Chef und der Gemeinde nur bei Zuverlässigkeiten und Übererfüllung (= auch an ungünstigen Tagen zugegen sein) erwischen und wurde infolgedessen schon ab Oktober fest angestellt. Hier leben wir nun seit bald vier Jahren.

Ich habe den Lebenden Adventskalender eingeführt – und mit Hilfe einer Gartenbaugruppe in der Gemeinde eine Art soziales Netzwerk in Ansätzen aufgebaut, das Facebook Konkurrenz machen und Einsamkeit bekämpfen soll. In V... hatten wir mehr Freunde, dafür ist hier das Leben und Arbeiten

leichter und wird mehr mit Dank belohnt.

Das war die – nicht rein amüsant zu berichtende Geschichte meines Wechsels in die Schwedische Kirche. Etwas trocken, zugegeben.

Und wie ist denn Schweden so, möchte man da fragen.

Schweden ist grandios und Schweden ist schön. Für diejenigen, die Natur mögen, eine Offenbarung des Höchsten. Von daher hätte ich gut und gerne in Lappland leben können, nur bin ich nicht alleine – und meiner Frau machte die Kälte, die Dunkelheit und das ewige Nix-Los erheblich zu schaffen. Sie hätte als Koreanerin hier oben in Norrland keine Berufschancen gehabt. In Göteborg konnte sie ein Studium beginnen.

Schweden ist frei, wenn man Freiheit so wie in Nordamerika versteht. Tatsächlich identifizieren sich 80% aller Schweden mit den USA, was teilweise darauf beruht, dass vor dem 2. WK Amerika oft die einzigen Möglichkeiten bot, reich zu werden und mit Geld in der Tasche zurückzukehren und sich einen Hof zu erwerben. Die Zustimmung ist unkritisch, auch im Politischen und Kulturellen. Was immer von daher kommt, kann nur gut sein. Jeder Weiler hat seinen eigenen Elvis und zu allen passenden Gelegenheiten fahren Chevys, Chrysler und andere Nostalgiewagen vor.

Schweden ist mitnichten das Ökosozialparadies, in dem einem frisch gebackene "Möhren-

Schweden ist mitnichten das Ökosozialparadies, in dem einem frisch gebackene „Möhrenbrötchen“ ins Maul fliegen. Im Gegenteil, die Thinktanks der Konservativen haben gezielt am Abbau des sozialdemokratischen Paradigmas gearbeitet.



brötchen” ins Maul fliegen. Im Gegenteil, die Thinktanks der Konservativen (Moderaterna) haben nach dem Mord an Olof Palme gezielt am Abbau des sozialdemokratischen Paradigmas gearbeitet, mit Erfolg. Nun wird Reichtum und Überlegenheit ungeniert zur Schau gestellt. Die Sozen waren teilweise in ihrem Endstadium unter Göran Persson neoliberal, teilweise auch korrupt, und wurden 2004 nur durch das Original ersetzt. Langzeitig Erkrankte werden von der Landesversicherungskasse für gesund erklärt und bekommen nichts mehr. Wer in Stockholm die Ambulanz anruft, kann nicht wirklich damit rechnen, dass sie auch zu einem nach Hause fährt; ein 23jähriger Mann ist daran gestorben. Altenheime werden Risikokapitalunternehmen übergeben mit der Folge, dass die demenzkranken Alten ohne Essen und Pflege bis zum Mittag in ihrer Abführung liegen. Schweden 2012 ist eine Klassengesellschaft – und die Kritik am Neoliberalismus ist noch nicht aus Deutschland oder Frankreich eingetroffen. Jeder glaubt noch, es zu schaffen – und vierzig Prozent geht es überaus gut. Das sind diejenigen, die wählen gehen.

Wo bleibt das Gute? Schweden sind zutiefst zivile Menschen, die nie auf den Gedanken kommen würden, einander anzuschreien oder niederzumachen, wie es einem schon auf dem Penny-Parkplatz in Köln-Merheim passieren könnte (“ja, ja, Hauptsache, du kriesene

Platz” – undenkbar!). Sie sind zumindest, vor 1970 geboren, zum Konsens gezwungen, Kritik gilt als verpönt. Damit bekommen sie Schwierigkeiten, wenn wirklich ein Konflikt es wert wäre, ausgetragen zu werden. Kommt es soweit, wird nie der direkte Weg gewählt.

Alle Schweden sind hilfsbereit. Aus Fehleinschätzung steckte ich an die fünfmal und mehr im Graben, im Winterschnee, Familienväter zogen sich um, fuhren mit ihrem Volvo hinaus zu meiner Havarie und zogen mich heraus.

Schweden sind Mässigkeitsextremisten. Die Scheidungskinder der sechziger Jahre, vom Schock ihrer Kindheit traumatisiert, suchen die intakte Familie, bei der jedoch Papa und Mama nicht unbedingt verheiratet sein müssen. Sogar Freikirchler sind hier sehr liberal, allerdings löst Alkohol selbst in der Erwähnung bei vielen Panikzustände aus, selbst bei Angehörigen der Linkspartei. Niemand hier erwägt, inwieweit ein Zuviel an Zucker, Medikamenten oder Koffein dem Körper schadet – immer rein damit! Allergien sind an der Tagesordnung, selbst gegen Parfüm.

Schweden bleiben sich treu und auch den Geschichten, die schon längst vergangen sind (Angler erzählen einem z. B. von Fischarten in einem Gewässer, die längst ausgestorben sind).

Es fällt vielen schwer, das moderne demokratische Deutschland zur Kenntnis zu nehmen. Amerika,

Schweden sind zutiefst zivile Menschen, die nie auf den Gedanken kommen würden, einander anzuschreien oder niederzumachen, wie es einem schon auf dem Penny-Markt in Köln-Mülheim passieren könnte.

Thailand, Spanien, England – das sind für viele Schweden die einzig relevanten Länder der Erde. Bei den anderen behält bei, was man irgendwo einmal gehört hat, also Klischees.

Geschichtskenntnisse sind selten und was unangenehm ist, wird ausgespart (z.B. die ständigen Erzielungen an das Dritte Reich bis in die beiden letzten Kriegsjahre hinein).

Die schwedische Schule ist aufgrund des Mobbing und der katastrophalen Ergebnisse ein Grund, die Rückwanderung zu erwägen. Meine eigenen Kinder gehen in Düsseldorf und Meisenheim zur Schule, wofür ich sehr dankbar bin. Ich sehe sie nicht oft, dafür aber ist die Begegnung umso intensiver.

Warum ich in Schweden bleibe? Nirgendwo sonst werden einem so viele Türen geöffnet. Hier heisst es: wenn du Lust hast, dann mach! Hier wird man gezwungen, Urlaub zu nehmen und Freizeit zu haben, falls man, deutsches Arbeitspferd, das vergessen sollte. Die Pfarrgewerkschaft verhandelt jedes Jahr den Lohn mit dem Arbeitgeber. Nirgendwo sonst gibt es soviel Teamarbeit. Und – hier kann man die Trümpfe von oben spielen. Will sagen: wir haben als Deutsche von unserer gymnasialen Bildung, unserer Initiative und unserem Zwang zur Organisation her einen enormen Vorsprung. Wir sind alle Kollegen – auch die Friedhofsarbeiter, Hausmütter, alle. Das tut sehr gut. Ich liebe meinen Arbeits-

platz, die Gemeinde Hov im Pastorat Herrljunga. Aller Anfang war zäh; ich musste mit Unverständnis und ansatzweise auch Sozialrassismus (keiner von uns) kämpfen; aber nach drei Jahren kam die Anerkennung. Einwanderer und Frauen müssen (leider!) durch dreifachen Einsatz beweisen, dass sie (manchmal faulen und nachlässigen) Kollegen ebenbürtig sind, die aufgrund ihrer Herkunft (einer von hier) um ihrer selbst willen geliebt werden.

Alles in allem, in Schweden möchte zur Stunde man jubeln, zur andern verzweifeln – und sei es nur daran, dass man ein gescheites Bier ohne Gewissensbisse in einer Männerrunde trinken möchte. Aber ich habe gelernt, mir das meiste herzustellen, was ich haben möchte: Wurst, geistiges Getränk, Vollkornbrote.

Schweden, eine grosse Lehrmeisterin....und Erzieherin zur Freiheit.

Ich möchte hier nicht altwerden (siehe oben), aber leben, derweil ich hier arbeite, das möchte ich sehr gerne.

Günter Watz

Studien zu Dietrich Bonhoeffer

Paul Gerhard Schoenborn, inzwischen im Ruhestand (geb. 1934), hat als Pfarrer der Evangelischen Kirche im Rheinland sowohl in der Gemeinde, als auch in der Studierendenseelsorge und in der Erwach-

Aller Anfang war zäh,
aber nach drei Jahren
kam die Anerkennung.



senenbildung gearbeitet. Seit seiner Schüler- und Studentenzeit beschäftigt er sich mit Dietrich Bonhoeffer. Im Laufe der Jahre wurden für ihn die Nachfolge-thematik, die Mystik und das Martyrium für sein Bonhoeffer-verständnis zentral. So heißt der Titel seiner jetzt aus drei Jahrzehnten zusammengestellten Arbeiten: *„Nachfolge – Mystik – Martyrium. Studien zu Dietrich Bonhoeffer“ (Edition ITP-Kompass, Münster 2012, 256 Seiten).*

Mit Gewinn habe ich dieses Buch gelesen und kann es sehr zur Lektüre empfehlen. Mir brachte es zum einen wieder einmal eine intensive Begegnung mit dem Theologen, der auch mich in meinem Theologiestudium am meisten beeindruckt – und wohl auch geprägt hat, weil bei Dietrich Bonhoeffer Theologie und Biographie, Lehre und Leben, übereinstimmen, zum anderen habe ich bei Paul Schoenborn auch einiges an Neuem erfahren, zum Beispiel über die lateinamerikanische Befreiungstheologie und ihre Rezeption Bonhoeffers. Man erfährt in diesen Studien im Bezug auf Dietrich Bonhoeffer auch etwas über so interessante Christus-Zeugen wie z.B. Frei Betto (S.60ff.),

Gustavo Guitiérrez (86ff.), Jon Sobrino (97ff.), Franz Jägerstätter (184ff.), Oscar Romero und Kaj Munk (237ff.).

Paul Schoenborn legt dar, dass Dietrich Bonhoeffer eine konkrete,

an Jesus Christus orientierte Verantwortungsethik lebte (42). Als Hauptgrund dafür, dass aus einem christlichen Pazifisten einer wurde, der Gewalt als das letzte Mittel der Veränderung bejahte und an der Verschwörung zum Attentat gegen Hitler aktiv mitwirkte, nennt er das Wissen Bonhoeffers um die deutschen Verbrechen an den Juden (44/166). Bonhoeffer habe sich als lebensbejahender Mensch nicht selbst zum Martyrium gedrängt (46).

Trotz seiner bürgerlichen Herkunft sei Bonhoeffer zu einer Theologie aus der Perspektive *„derer da unten“, d.h. der an den Rand Gedrängten, der Opfer*, gelangt. (97/175) Die Nähe zur lateinamerikanischen Befreiungstheologie bestehe hinsichtlich Motivation wie Methode. Die Realität eines immer unmenschlicher werdenden Systems der totalitären Diktatur habe ihn zum theologischen Widerspruch und in der Konsequenz zum politischen Widerstand herausgefordert. *„Was Dietrich Bonhoeffer im Besonderen mit vielen tausenden von Christen in Lateinamerika verbindet, ist ein todesmutiges Christentum, das ihn wie sie ins Martyrium geführt hat.“ (124)*

„Tu deinen Mund auf für die Stummen“ (Sprüche 31,8) war das Bibelwort, das Dietrich Bonhoeffer in seinem tiefen Rechtsbewusstsein und seiner großen Mitleidsfähigkeit geleitet hat (134) und ihn zu seinem kompromisslosen Eintreten für die Juden führte. Man warf ihm

Man erfährt in diesen Studien im Bezug auf Dietrich Bonhoeffer auch etwas über so interessante Christus-Zeugen wie z.B. Frei Betto, Gustavo Guitiérrez, Jon Sobrino, Franz Jägerstätter, Oscar Romero und Kaj Munk.

Die Erinnerung an die Ökumene der Märtyrer offenbart auch die Sünden der Kirche: Anpassung, Verharmlosung der Verhältnisse, Einsatz nur für sich selbst...

„ungestüme Unbesonnenheit“ vor, weil er sich zur bleibenden Erwählung Israels bekannte – was 1933 eine große Ausnahme unter christlichen Theologen war (145/155). Als der „Arierparagraph“ im kirchlichen Beamtenrecht eingeführt werden sollte, sah er den „status confessionis“ erreicht, für ihn hatten die „Deutschen Christen“ den Boden des gemeinsamen christlichen Bekenntnisses verlassen (146). Dieser „Arierparagraph“ bedeutete für ihn eine Irrlehre, die die Substanz der Kirche zerstörte. Auf Initiative von Martin Niemöller, Dietrich Bonhoeffer und anderer Berliner Pfarrer wurde der „Pfarrer-notbund“ gegründet, mit dem der Kirchenkampf so richtig begann. (149) Bonhoeffer wollte sogar eine Freikirche – ohne Deutsche Christen – gründen, fand dazu aber nicht die Unterstützung. Sein Satz „Nur wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen“, ist nur mündlich überliefert aus der Anfangszeit der „illegalen Arbeit“ in der von Bekenntnispfarrern geschaffenen Parallelstruktur Predigerseminar.

Paul Schoenborn stellt fest, dass das 20. Jahrhundert in der Kirchengeschichte das Jahrhundert mit den meisten christlichen Märtyrern war und dass „die meisten Märtyrer in Ländern ums Leben kommen, die dem christlichen Kulturkreis angehören – zugespitzt: Christen machen in unserem Jahrhundert Christen zu Märtyrern“ (184f.). Ursache des Martyriums sei die

politische Dimension der Christusbefolgung. Märtyrer seien aufgrund ihrer Glaubensentscheidungen schon immer in der Geschichte Störfaktoren im Bereich des Politischen gewesen, recht betrachtet sei Jesus von Nazareth der erste Märtyrer des Reiches Gottes gewesen (195). In der Nachfolge Jesu, die sich geradezu in einer mystischen Verbundenheit darstellt, protestieren Märtyrer „gegen politische und gesellschaftliche Verhältnisse, die Menschenleben zerstören und damit Gott lästern. Sie stören, sie entlarven die Machthaber“ (...) „In der Befreiungstheologie Lateinamerikas hat man das so auf den theologischen Punkt gebracht: Der Gott des Lebens und sein Reich („Reino de Dios“) steht im Kampf gegen die Götzen des Todes und ihr Anti-Reich („Antireino“), das sich manifestiert in Vormachtstreben, Geldgier, Verachtung der Geringen, brutaler Gewalt. Und diese Götzen des Todes fordern und verschlingen Menschenopfer. Das Martyrium von Christen ist, so betrachtet, kein Glaubensideal, sondern eine Folge der politischen Umstände. Es ist die „unerwünschte Begleiterscheinung eines unerwünschten Zustands (Ludger Weckel). Märtyrer sind ein Licht, das die Wirklichkeit besser sehen und verstehen lässt. Die Erinnerung an die Märtyrer hilft gegen die Verharmlosung der Zustände“ (196).

Doch nicht nur die Politik im weltlichen Bereich wird durch



Märtyrer gestört, sondern oft auch „die Politik der Kirchenleitungen, die es sich nicht mit dem Zeitgeist, mit den Mehrheiten, mit den Führungseliten verderben wollen. Die Erinnerung an die Ökumene der Märtyrer offenbart auch die Sünden der Kirche: Anpassung, Verharmlosung der Verhältnisse, Einsatz nur für sich selbst, Aufrechterhaltung einer Theologie, die eher die Ideologie der civil religion darstellt, die die jeweils Herrschenden brauchen“ (199).

In überzeugender Weise gelingt es Paul Schoenborn, zu zeigen, wie Nachfolge, Mystik und Martyrium bei Dietrich Bonhoeffer zusammengehören und zu dieser Einheit von Biographie und Theologie in seinem Leben führen, mit der Bonhoeffer „Vorbild, ja Glaubenshelfer für unzählige Menschen in der Ökumene geworden ist“ (206). „Mystisch zu leben besteht aus Lebensakten, über die ich in einem sekundären Akt auch reflektieren kann.“ (208). So folge bei Bonhoeffer der „actus reflexus“ immer dem „actus directus“ (251). Bonhoeffer sei es immer um die Erfahrung des lebendigen Christus heute gegangen (209). Sein Schlüsselerlebnis, das „Persönlich von Jesus Christus im Wort der Heiligen Schrift angesprochen werden“, vor allem in den Worten der Bergpredigt Jesu, habe seine Frömmigkeit vertieft und seine Theologie radikalisiert. Doch dieses Schlüsselerlebnis habe er „niemals seine ‚Bekehrung‘ genannt, das hätte ihm zu

pietistisch geklungen. Aber es ist eine.“ (223)

Es finden sich in den Studien Schoenborns – wie in meiner Besprechung seines Buches durch die Zitate wohl deutlich wird – eine ganze Reihe von gelungenen Formulierungen, die zeigen, dass die Bewertungen und Urteile des Autors über die langen Jahre seiner Beschäftigung mit Dietrich Bonhoeffer gereift sind.

Dietrich Bonhoeffer ist vielfältig rezipiert worden, z.B. in der Entmythologisierungsdebatte, in der Frage nach dem Verhältnis von Israel und Kirche, in der Friedensfrage u.v.a.. Bonhoeffer hat seine Aktualität für die theologische und kirchliche Diskussion heute.

Um noch einmal auf den Anfang zurück zu kommen und auf die Frage, wie Theologen uns beschäftigen und prägen, möchte ich den Schlusssatz des Buches von Paul Gerhard Schoenborn zitieren: „Man sollte sich nicht mit Bonhoeffer vergleichen oder ihn zu imitieren suchen. Man sollte auch nicht das, was man selbst durchfechten muss, mit seiner Autorität, mit Schlagworten und Zitaten aus seinem Werk absichern. Man sollte lieber auf eigene Rechnung und Gefahr agieren.“ (253).

Friedhelm Maurer

IMPRESSUM

INFO-Brief – Mitteilungen des Ev. Pfarrvereins im Rheinland e. V.

www.epir.de

Herausgeber: Ev. Pfarrverein im Rheinland e. V., Pfarrer Friedhelm Maurer (Vorsitzender), Panzweilerstraße 38, 55490 Gemünden.

Redaktionsteam: Axel Bluhm, Dr. Heike Knops, Stephan Sticherling

Layout: Erich-Walter Pollmann

Zuschriften bitte an: Stephan Sticherling, Vlattestraße 7c, 40223 Düsseldorf
eMail: stephan.sticherling@ekir.de

Adressenverwaltung: Geschäftsstelle des Ev. Pfarrvereins im Rheinland, Pfr. i. R. Gerhard Rabius, Carl-Hellermann-Str. 29, 55590 Meisenheim

Druck: Gemeindebriefdruckerei, Martin-Luther-Weg 1, 29393 Groß Oesingen
Versand: Diakonie Werkstätten, Hans-Schumm-Str. 10, 55543 Bad Kreuznach

Namentlich versehene Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin wieder und stellen nicht zwangsläufig eine Position des Pfarrvereins dar.